



Inhalt

Brigitte Kerchner

Vielfalt, Komplexität oder Intersektionalität?

Zum Einsatz der Diskurstheorie in der neueren Geschlechterforschung¹

1. Vielfalt, Intersektionalität, Komplexität. Zu einigen neueren Ansätzen der Gender-Forschung	2
1.1. <i>Kulturelle Vielfalt und politische Partizipation (S. Benhabib; I. M. Young)</i>	2
1.2. <i>„Mapping the Margins“. Zum Neuansatz der Intersektionalität (K. W. Crenshaw)</i>	3
1.3. <i>„Close Reading“. Die soziologische Neu-Lektüre historischer Texte (Beisel/Kay 2004)</i>	4
1.4. <i>„Multiple Inequalities“. Europäische Antidiskriminierungspolitik als exemplarisches Feld (M. Verloo)</i>	4
1.5. <i>„The Complexity of Interseccionality“. Probleme der Kategorienbildung (L. McCall)</i>	5
2. Diskursiv konstruiert? Der Diskursbegriff in der neueren Geschlechterforschung	6
3. Diskursethik – Diskurspragmatik – Diskursgenealogie. Drei theoretische Perspektiven	7
3.1. <i>Die normativ-kritische Diskursethik (J. Habermas)</i>	7
3.2. <i>Die analytisch-neutrale Diskurspragmatik (J. L. Austin; J. R. Searle; H. Sacks)</i>	8
3.3. <i>Diskursanalyse als Genealogie der Gegenwart (M. Foucault)</i>	8
4. Die Methodik der Foucaultschen Diskursanalyse – Sieben Leitfragen	9
5. Das Regieren einer vielfältigen Bevölkerung. Erste Ergebnisse der Foucaultschen Analytik der „Multiplizität“	10
5.1. <i>Repräsentieren und Klassifizieren. Die Entwicklung neuer Darstellungstechniken in den modernen (Human-)Wissenschaften</i>	11
5.2. <i>Nation, Klasse, Rasse. Der Einsatz binärer Codes zur Differenzierung und Aufspaltung der Gesellschaft</i>	12
5.3. <i>Das Regieren der Jungen/Alten, Frauen/Männer und Kinder/Erwachsenen in ihren Beziehungen zueinander und zu den Dingen. Statistik als politische Technologie</i>	13
5.3.1. <i>Staatsräson und Liberalismus – Zwei Rationalitäten des Regierens</i>	14
5.3.2. <i>Das Auftauchen der Statistik als einer politischen Technik des Regierens</i>	14
6. Ist Foucaults Diskursanalytik „anti-kategorial“? Eine Antwort auf Leslie McCall	15
7. Diskursanalyse der Intersektionalität – Fazit und Ausblick	17
8. Literatur	19
9. Links	24
10. Fragen zum Text	25
11. Endnoten	25
12. Über die Autorin	26



Brigitte Kerchner

Vielfalt, Komplexität oder Intersektionalität?

Zum Einsatz der Diskurstheorie in der neueren Geschlechterforschung¹

In den internationalen Gender Studies weitet sich derzeit der Blick. Statt sich, wie bisher, auf die Fragen von Geschlechtergleichheit und/oder Geschlechterdifferenz zu konzentrieren, interessieren zunehmend Fragen von Vielfalt, Komplexität und Intersektionalität. Doch welches Verständnis von Diskriminierung und Antidiskriminierung ist mit der veränderten Perspektive verbunden, welche politischen Lösungen einer künftigen Antidiskriminierungspolitik werden nun ins Auge gefasst? Und inwiefern eignet sich die Diskursanalyse, um die Vielfalt sich überschneidender Ungleichheitsachsen oder die Komplexität von Differenzsystemen (vgl. Kerchner 2010c) angemessen zu erfassen?

Das Ziel dieses Beitrags besteht darin, die derzeit international diskutierten Ansätze der neueren Gender-Forschung aus diskursanalytischer Sicht zu lesen und einen Vorschlag zu unterbreiten, wie insbesondere die Foucaultsche Diskursanalyse zur Klärung theoretischer Fragen sowie in der methodischen Anwendung zum Einsatz kommen kann. Dazu gehe ich in mehreren Schritten vor: 1. Zunächst stelle ich am Beispiel ausgewählter Texte meine Lesart der neueren Forschungsansätze zu den Themen Vielfalt, Intersektionalität und Komplexität vor, wobei ich auf den jeweils verwendeten Diskursbegriff genauer achte. 2. Im nächsten Schritt geht es darum zu klären: Was heißt eigentlich „diskursiv konstruiert“? 3. Im dritten Kapitel stelle ich, zur besseren Orientierung, die gängigen Diskurstheorien (Habermas; Sacks; Foucault) kurz vor. 4. Im Weiteren erkunde ich dann systematischer die Foucaultsche Variante der Diskursanalyse und ihren möglichen Beitrag für die neuere Intersektionalitäts- und Gender-Forschung. Um den Einstieg zu erleichtern, nehme ich an dieser Stelle Foucaults als sperrig geltendes Methodenbuch „Archäologie des Wissens“ ([1969] 1997⁸) zur Hand und gewinne daraus: sieben mögliche Leitfragen. 5. Im fünften Schritt illustriere ich das konkrete Vorgehen einer genealogisch operierenden Diskursanalyse im Durchgang durch einige Foucaultsche Texte. 6. Inwiefern ist Foucaults Diskursanalytik „anti-kategorial“? – Mit dieser Frage greife ich anschließend noch kurz einen zentralen Einwand der neueren Intersektionalitäts-Forschung (McCall 2005) auf und formuliere

aus diskursanalytischer Sicht eine Antwort. 7. Im Fazit fasse ich meine Überlegungen noch einmal zusammen und reflektiere abschließend die Leistungsfähigkeit der verschiedenen diskursanalytischen Ansätze.

1. Vielfalt, Intersektionalität, Komplexität. Zu einigen neueren Ansätzen der Gender-Forschung

Unter ganz unterschiedlichen Gesichtspunkten wird derzeit das Problem von Vielfalt und Differenz in der neueren Geschlechterforschung diskutiert. Im Folgenden greife ich, um einen ersten Eindruck zu gewinnen, einige Texte illustrativ heraus. Von welchen theoretischen Prämissen wird jeweils ausgegangen? Welcher Diskursbegriff findet Verwendung? Und inwiefern verschiebt sich der erkenntnistheoretische Standort, sobald das Phänomen sozio-kultureller Vielfalt als ein Problem der Intersektionalität oder der Komplexität aufgefasst wird?

1.1. Kulturelle Vielfalt und politische Partizipation (S. Benhabib; I. M. Young)

In großen internationalen Debatten rückt seit mehr als einem Jahrzehnt die moderne politische Theorie die Frage nach neuen Partizipationsformen unter den Bedingungen der Globalisierung ins Zentrum und fragt dabei nach den Möglichkeiten einer kosmopolitischen Demokratie (Benhabib ([2006] 2008; Mouffe 2007) oder einer „Cosmopolitan Governance“ (Held 1995). In diesem Zusammenhang interessiert sich auch die feministische Demokratietheorie für das Spannungsverhältnis von „Kultureller Vielfalt und demokratischer Gleichheit“ im „Zeitalter der Globalisierung“ und fragt von daher nach neuen Mitwirkungsmöglichkeiten und „plurikulturellen Regierungsformen“ (etwa Benhabib 1999, 17; 2008). „Kann eine moderne Verfassung kulturelle Verschiedenheit anerkennen und berücksichtigen?“ Klarheit über diese von dem kanadischen Philosophen James Tully (1995) aufgeworfene Frage zu gewinnen und über die Möglichkeiten einer „neue[n] Politik der Identität/Differenz“ nachzudenken, sei, so Seyla Benhabib (1999, 13), eine der schwierigsten und



dringendsten Aufgaben gegenwärtiger Theorie. Vielfalt wird hier in der Regel als „kulturelle Vielfalt“ thematisiert. Dabei soll es bei der Frage nach einer möglichen kulturellen Identität von Gruppen und Kollektiven aber gerade nicht im nationalistisch-chauvinistischen Sinne auf eine gemeinsame soziale Herkunft, Sprache und Geschichte ankommen (kritisch Goffman [1963] 1967; Narr 1999; Wehler 1999). Vielmehr wird kulturelle Vielfalt als ein historisch sich diskontinuierlich entwickelnder, von Brüchen durchzogener Prozess gefasst, bei dem die Grenzen der Selbst- und Fremdzuschreibung immer wieder neu gezogen und ausgehandelt werden müssen (Benhabib 1999; 2008). Bei der Suche nach dafür geeigneten Politikformen werden für die überwiegend normativ geprägte feministischen Demokratietheorie (Holland-Cunz 1998, 193-194) die verschiedenen Modelle einer „kommunikativen“, „deliberativen“ oder „partizipatorischen Demokratie“ (Bongert 1995; Holland-Cunz 1998, 157-179; 2000; 2004) relevant. Es äußert sich aber auch erste Kritik an einer sich auf deliberative Prozesse – möglicherweise zu Unrecht – verlassenden „kosmopolitischen Illusion“ (Mouffe 2007; vgl. Stäheli 2006²).

In diesem Zusammenhang wirft die Theoretikerin Iris Marion Young (1993; 1997) die Frage auf, wie sich „Partikularität“ und „Gruppendifferenz“ in die bestehenden „Prozeduren“ repräsentativer Demokratie einführen ließen (Young 1993, bes. 286, 290; vgl. Bongert 1995, 74-76; Holland-Cunz 2004, 140-141). „Intersecting voices“ – unter diesem Titel publiziert sie im Jahr 1997 eine Sammlung von Essays, die, angeregt von den Theorien des Postkolonialismus, Multikulturalismus und der Identitätspolitik, das Ziel verfolgen, „communication across difference“ neu zu thematisieren. Konkret gelte es, die Diskursethik von Habermas weiter zu denken (1997: 3-37, 52-53, 60-74). Wie kann über soziale Gruppen, wie class, sexuality, gender, race, age, ethnicity, gesprochen werden, ohne die einen einzuschließen und die anderen auszugrenzen? Stand in der Diskursethik bislang das rationale Argument als Element verständigungsorientierter Kommunikation im Zentrum, so soll diese Engführung durch erweiterbare Kommunikationsregeln überwunden werden (Young 1997, 3-37, 52-53, 60-74). Um den bisher ungehörten Stimmen in Debatten und Netzwerken Gehör zu verschaffen, plädiert Young (1997: 60-74) dafür, in einer zu schaffenden „communicative democracy“ die „differences of culture“ als produktive Ressource zu nutzen

und neben dem Argument weitere Kommunikationsformen, wie „greeting“, „rhetoric“ und „storytelling“, als legitim anzuerkennen. So gesehen handelt es sich bei den „intersecting voices“, auf die uns Young (1997) aufmerksam macht, um jene Stimmen, die sich trotz unterschiedlicher kultureller Erfahrungen selbstbestimmt in einem gemeinsamen politischen Dialog äußern können, ohne durch zu eng gefasste Kommunikationsstandards privilegiert oder beeinträchtigt zu werden. Mit diesem Vorschlag zeigt Iris Marion Young (1997), wie das Anliegen einer sozio-kulturellen Vielfalt aufgegriffen werden kann, ohne den normativen und herrschaftskritischen Standpunkt feministischer Forschung aufzugeben.

1.2. „Mapping the Margins“. Zum Neuansatz der Intersektionalität (K. W. Crenshaw)

Allgemein wird mit dem internationalen Ansatz der Intersektionalität das Ziel formuliert, genauer zu erkunden, wie bei der Definition und Repräsentation von in sich heterogenen Gruppen verschiedene kulturelle, politische und gesellschaftliche Einflüsse und Faktoren zusammenwirken (ausführlich Kerchner 2010b). Zunächst in der amerikanischen Rechtswissenschaft (Crenshaw 1989; 1990; 1991) entwickelt, dann in weiteren Disziplinen theoretisch vertieft und empirisch konkretisiert (McCall 2005), findet das Konzept nun auch im europäischen (Yuval-Davis 2006; Verloo 2006) und deutschsprachigen Raum (Knapp 2005a; b; Hardmeier/Vinz 2007; Walgenbach u.a. 2007; Klinger/Knapp/Sauer 2007; Degele/Winker 2007; Kerner 2009: 345-359; Vinz/Smykalla 2010) Aufmerksamkeit.

„Mapping the Margins“ – unter diesem Titel formulierte die amerikanische Juristin Kimberlé W. Crenshaw (1991) das Programm der internationalen Intersektionalitäts-Forschung. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen sind die vielfältigen Diskriminierungserfahrungen der „women of color“ auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt sowie in Fällen häuslicher Gewalt. Dabei unterscheidet Crenshaw (1991) systematisch zwischen „repräsentativer“, „struktureller“ und „politischer Intersektionalität“: Als „repräsentativ“ gelten Diskriminierungsformen auf der Ebene der kulturellen Imagination (1991, 1282-1295), als „strukturell“ solche, die zwar aus tradierten kulturellen Normen herrühren, sich aber bereits in gesellschaftlichen Statuspositionen verfestigt haben (1991, 1245-1251). Als „politisch“ bezeichnet



Crenshaw (1991: 1251-1282) dann jene Erfahrungen von Differenz, die für das Selbstverständnis sozialer Bewegungen maßgeblich sind. Schließlich findet daran anknüpfend die feministische Forschung (Verloo 2006, 212-214; McCall 2005, 1779; Hardmeier/Vinz 2007, 23-24) ein eindrückliches Bild, das die vielfältigen, sich möglicherweise gegenseitig verstärkenden Formen von Ungleichheit und Diskriminierung zu illustrieren sucht: Wie bei einer Straßenkreuzung verschiedene „Linien“ aufeinander treffen, so kreuzen sich demnach in der Erfahrung der „women of color“ – und so auch von weiteren Frauengruppen – verschiedene „Achsen“ der Ungleichheit und Diskriminierung. Wenn Kimberlé W. Crenshaw (1991: 1242-1244) in ihrem programmatischen Text der Intersektionalitäts-Forschung von „feminist“ und „anti-racist discourses“ spricht, so meint sie damit offenbar vor allem jene Debatten und politischen Programme der amerikanischen Bewegungen gegen Sexismus und Rassismus, in denen die besondere Problematik mehrfacher Diskriminierung bis Ende der 1980er Jahre kaum angemessen berücksichtigt worden sei.

1.3 „Close Reading“. Die soziologische Neu-Lektüre historischer Texte (Beisel/Kay 2004)

„Race, class and gender as social structures intersect“, so lautet der Befund der Soziologinnen Nicola Beisel und Tamara Kay (2004, 498-504). Die amerikanische Kontroverse über Abtreibung im 19. Jahrhundert nehmen sie zum Anlass, sich konzeptionell von einschlägigen historisch-empirischen Studien (Gordon [1976] 1990; Smith-Rosenberg 1985; 1994) zu distanzieren, um nun aus soziologischer Sicht nach einem besseren „Modell“ zur Theoretisierung von Intersektionalität zu fragen. Auf den ersten Blick scheinen die Autorinnen unter dem „discourse about abortion“ (Beisel/Kay 2004: 505) nicht viel mehr zu verstehen als jene amerikanische Debatte des 19. Jahrhunderts, in der Mediziner und Frauenrechtlerinnen Argumente über das Thema Abtreibung austauschen. Statt das Abtreibungsproblem, wie den Historikerinnen (Gordon [1976] 1990; Smith-Rosenberg 1985) unterstellt, primär unter dem gender-Aspekt zu behandeln und rassistische Stereotypen allenfalls als Sonderproblem zu registrieren, rücken Beisel/Kay nun die sich überkreuzenden Konfliktlinien explizit ins Zentrum: Im Streit um die Bewertung der reproduktiven Fähigkeiten und Kapazitäten von Frauen hätten die historischen Diskutanten versucht, sich

als kulturell überlegene Angel-Sachsen zu stilisieren, um ihre Kontroll- und Dominanzstrategien gegenüber anderen Gruppen zu legitimieren. Bemerkenswert sei, wie dabei zur Bestätigung des Selbst sowie zur Abgrenzung von den anderen diese anderen als abweichende „Rasse“ („the Irish“) etikettiert und zusätzlich mit vermeintlichen Attributen der Unterschicht ausgestattet worden seien. Im Ergebnis glauben Beisel/Kay zeigen zu können, dass gender, race und class im untersuchten „discourse about abortion“ nicht nur als voneinander abgrenzbare kulturelle Deutungsmuster fungierten; vielmehr hätten sich die Klassifikationen überlagert, und diesen sich verschränkenden Klassifikationen sei dann zunehmend eine materielle Qualität zugeschrieben worden, so dass sie schließlich als soziale Konstrukte funktionierten (2004: 498-500). Theoretisch berufen sich Beisel/Kay (2004: 503-504) auf Positionen des Sozialkonstruktivismus (Giddens ([1984] 1988a; b). Mit ihrer Methode des „close reading“ führen sie (Beisel/Kay 2004: 504-505) dann konkret vor, wie die einschlägigen historischen Dokumente sorgfältig und systematisch vergleichend im Hinblick auf konkurrierende Bedeutungen von „gender“ (Weiblichkeit, Mütterlichkeit) gelesen und pragmatisch analysiert werden können.²

1.4. „Multiple Inequalities“. Europäische Antidiskriminierungspolitik als exemplarisches Feld (M. Verloo)

Nachdem sich nach dem Vorbild der USA nun auch auf der Ebene der Europäischen Union Aktionsprogramme und Maßnahmen der Anti-Diskriminierung als neues Rechtsgebiet und Politikfeld etabliert haben (Berghahn 1998; 2002; Wersig 2008; Baer/Hoheisel 2008), können diese zunächst zum bevorzugten Gegenstand der Erforschung von Diversity-Management (Döge 2008) sowie zum Anlass einer expandierenden Ratgeber-Literatur (für das Gebiet des Arbeitsrechts etwa Kohlhuber/Schreiner 2006) werden.³

Wie bei der wissenschaftlichen Analyse der europäischen Antidiskriminierungspolitik unterschiedliche Perspektiven integriert werden können, zeigt exemplarisch die niederländische Gender-Forscherin Mieke Verloo (2006). Aus ihrer Sicht erfordert die Analyse von „Intersections“ zunächst einen genauen Blick auf die „Komplexität multipler Ungleichheiten“ in Europa sowie auf der Ebene der Europäischen Union (Verloo 2006, 212-214). Dabei sieht Verloo Komplexität vor allem dann entstehen, wenn bei der Zuweisung von Sozialpositionen



sich mehrfach überkreuzende „Systeme“ von Identität und Unterdrückung auf schwer durchschaubare Weise zusammenwirken (2006, 213). Wie verschärfen sich diese Probleme, so ihre Frage (Verloo 2006, 214-215), wenn, wie derzeit in der Europäischen Union, die Politik – neben Gender – weitere Gründe möglicher Diskriminierung (race, ethnicity, age, religion, disability, sexuality) ins Auge fasst? Führt dies dazu, dass in diesem Spektrum möglicher Diskriminierungsgründe die Geschlechtsdiskriminierung an Bedeutung verliert? Und welche Formen politischer Intervention wären erfolgversprechend, um all diesen Formen von Ungleichheit und Unterdrückung gleichermaßen gerecht zu werden? Hierauf gibt Verloo eine dreifache Antwort: Erstens plädiert sie dafür, die Governance-Struktur der Europäischen Union zu stärken (zum Governance-Begriff Sauer 2007; Ludwig/Sauer/Wöhl 2009; Kerchner/Schneider 2010d); folglich soll das Zusammenwirken von staatlichen, korporatistischen (Parteien, Verbände) und privaten Akteuren (NGOs) ins Zentrum europäischer Antidiskriminierungspolitik rücken. Zweitens gelte es, um die absehbaren Machtkämpfe zwischen verschiedenen identitätspolitischen Bewegungen fair austragen zu können, neben den herkömmlichen politischen Verteilungskämpfen innovative Formen der verständigungsorientierten Deliberation zu nutzen (Verloo 2006: 223-224). Schließlich fordert Verloo (2006, 223-224) – drittens – dazu auf, „komplexe“ Methoden und Werkzeuge zu entwickeln, um sämtliche Formen der Repräsentation und Partizipation erforschen zu können, handele es sich nun um traditionelle Politikformen oder um die Deliberation in Diskursarenen. Um bei der Analyse der europäischen Antidiskriminierungspolitik das Ineinandergreifen von „sozio-struktureller“ und „politischer Intersektionalität“ deutlicher als bisher herausarbeiten zu können, empfiehlt Mieke Verloo (2006: 217-218) zudem, zwischen der Art der Positionszuweisung (dichotom, multipel), der Herkunft sozialer Kategorien (Natur, Kultur, Gesellschaft), dem empirischen Feld der Ungleichheit (Arbeit, [Staats-]Bürgerschaft, Privatheit), den die Ungleichheit (re-)produzierenden Mechanismen (materiell, diskursiv) sowie den zugeschriebenen Normen (race, class, sexuality) systematisch zu unterscheiden. „Discursive norms“, das sind aus dieser Sicht dann „Mechanismen“, die Ungleichheiten auf einer nicht-materiellen Ebene (re-)produzieren; und „diskursive Probleme“ wären dann solche, die sich in der Zuschreibung negativer Stereotypen äußern und so die fehlende Anerkennung von Personen und Gruppen zum Ausdruck bringen.

1.5. *“The Complexity of Intersectionality“. Probleme der Kategorienbildung (L. McCall)*

„The complexity of intersectionality“ – unter diesem Titel spitzt die amerikanische Soziologin Leslie McCall (2005) in einem einflussreichen Aufsatz der neueren Intersektionalitäts-Forschung die Fragen von Vielfalt und Diversität schließlich ganz auf den Gesichtspunkt der Komplexität zu (kritisch bereits Kerchner 2010c). Selbst aus der quantitativen Forschung kommend interessiert sich McCall (2005, 1772-1773) insbesondere für die Kategorienbildung („categorization“) als ein Problem der Methodologie. Vor diesem Hintergrund stellen sich aus der Sicht von McCall einige drängende Fragen: Dürfen wir, nachdem postmoderne Theorien – u. a. anknüpfend an Foucault – gewohnte Kategorien, wie gender und class, radikal in Frage gestellt haben, überhaupt noch mit diesen Kategorien im Sinne von Variablen oder kausalen Einflussfaktoren („causes“) rechnen? Wie müsste ein Forschungsdesign der quantitativen Sozialforschung aussehen, das die postmoderne Kritik aufnimmt?

In ihrer Antwort ordnet McCall zunächst die bisherigen Studien der Intersektionalitäts-Forschung danach, wie sie mit dem Problem der Kategorienbildung umgehen; entsprechend fasst sie die poststrukturalistischen Ansätze als „anti-kategorial“ und die multikulturalistischen Ansätze als „intra-kategorial“ auf (vgl. McCall 2005, 1772-1773; kritisch Kerchner 2010b; c). Sich davon abgrenzend kann McCall nun ihr eigenes quantifizierendes Vorgehen als „categorical approach“ (2005: 1772-1784) profilieren, wobei sie die postmoderne Kritik an einer unreflektierten Kategorienbildung aufgreift und die Standards der quantitativen empirischen Sozialforschung entsprechend reformuliert (McCall 2005, bes. 1772-1796). Als „categorical“ versteht sich der Ansatz insofern, als hier „existing analytical categories“ (gender, class, region) nicht aufgegeben, sondern im Sinne vorläufiger „Ankerpunkte“ („starting points“) zum Erfassen faktisch gegebener Ungleichheitsbeziehungen „strategisch“ zum Einsatz kommen sollen (McCall 2005, 1773, 1782-1783).

Exemplarisch vorgeführt wird der kategoriale Ansatz auf dem empirischen Feld der Lohnpolitik (McCall 2005: 1772-1784, 1788-1791). Statt nur, wie herkömmlich, das Lohngefälle zwischen Männern und Frauen zu sehen, verfolgt McCall mit ihrem Neuansatz das Ziel, „structural inequalities“ insbesondere „among different



classes of women“ im Zeitverlauf sowie in Abhängigkeit von unterschiedlichen regionalen Bedingungen besser als bislang zu erklären. Zu den maßgeblichen Einflussfaktoren zählt McCall deshalb neben „gender“ (Mann/Frau) und „class“ (Lohn, Bildung) auch die ökonomischen Ausgangsbedingungen in unterschiedlichen Städten („region“) sowie das unterschiedliche Wirken sozialer Bewegungen („anti-inequality politics“) vor Ort. Methodisch schlägt McCall vor, Vielfalt explizit als „Komplexität“ zu begreifen und diese Komplexität auf der Basis eines umfangreichen Datensatzes mit innovativen statistischen Verfahren zu erfassen. Um die – nun eindeutig statistisch definierte – Komplexität zu bewältigen („to manage complexity“), gelte es, die additiven und linearen Erklärungsmodelle der traditionellen empirischen Sozialforschung hinter sich zu lassen, um statt dessen mit mehrstufigen ökologischen oder kontextuellen Modellen zu rechnen und dabei gezielt nach statistisch nachweisbaren Interaktions-Effekten („interaction effects“) zu fragen.⁴

In einer rein statistischen Logik formuliert McCall am Ende auch ihr – aus qualitativer Sicht nicht unbedingt überraschendes – Ergebnis: Die Ungleichheit im Lohngefälle zwischen verschiedenen sozialen Gruppen zu unterschiedlichen Zeiten in hunderten von Städten lasse sich nicht kausal auf einen einzelnen Faktor zurückführen; vielmehr sei das Muster der gefundenen Lohnstruktur, so McCall (2005: 1790-1791), mit dem Begriff „multiple intersections“ zu beschreiben. Demnach haben wir im untersuchten Sample vielfältig konfligierende Dimensionen von Ungleichheit vor uns. Am Beispiel von vier ausgewählten Städten und für das Jahr 1989 wird das Ergebnis schließlich in Form einer Tabelle dargestellt. „To study intersectionality“, das bedeute, so McCall zusammenfassend, jene Komplexität zu handhaben („to handle“) und zu managen („to manage“), die sich abzeichne, wenn „multiple dimensions of social life“ und „categories of analysis“ in ein quantitativ orientiertes Forschungsdesign einbezogen werden sollen und dadurch das Subjekt als Gegenstand der Analyse ins Unermessliche expandiere (McCall 2005, 1772-1773).

2. Diskursiv konstruiert? Der Diskursbegriff in der neueren Geschlechterforschung

Fraglos ist in den Texten über Vielfalt, Intersektionalität und Komplexität der Diskursbegriff ausgespro-

chen präsent. Neben den erwähnten Texten lassen sich mühelos weitere Beispiele anführen: „Ain't I A Woman?“ – diese berühmte Frage der schwarzen amerikanischen Abolitionistin und Frauenrechtlerin Sojourner Truth (1851) nehmen Avtar Brah und Ann Phoenix (2004: 76-77) zum Anlass, eine stärkere Berücksichtigung historisch-spezifischer „Diskurse“ in der Intersektionalitäts-Forschung einzufordern; hier sieht es so aus, als solle der Diskursbegriff die Option eröffnen, sich von übermäßig abstrakten Theoriemodellen zu distanzieren, um sich empirisch-konkret der Wirklichkeitserfahrung mehrfacher Diskriminierung zuzuwenden. Andere scheinen sich zwischen zwei verschiedenen Diskurskonzepten zu bewegen. So beruft sich etwa Patricia Hill Collins (2000²: 12, 33-39), indem sie auf „dialogical practices“ in identitätspolitischen Bewegungen setzt, zunächst auf das Konzept der Deliberation; andererseits verwendet sie einen Begriff von „discourse“, der darüber hinaus – eher im Sinne Foucaults – mit den Möglichkeiten einer kanalisierenden und regulierenden „Wissensordnung“ rechnet. Mal tritt der Diskursbegriff nur oberflächlich als Schlagwort auf, häufig aber sind an ihn weitreichende theoretische Prämissen und hohe methodische Erwartungen geknüpft. Angesichts der Heterogenität der Befunde hier auf Antrieb so etwas wie einen gemeinsamen Begriff des Diskurses zu erkennen, wird kaum möglich sein.⁵

Was sich bei aller Disparität aber durchaus abzeichnet, ist der übergreifende Gedanke, dass ‚wir‘ nicht naturgegeben existieren, sondern in Prozessen des Fremdzuschreibens sowie der kritischen Selbstdefinition als Subjekte und Gruppen überhaupt erst hervorgebracht, produziert oder konstituiert werden. Gilt dieser Gedanke inzwischen fast als Allgemeinplatz der neueren Gender-Forschung, so ist allerdings eine Frage weiterhin offen, ja umstritten: Inwiefern geschieht dieser Prozess der Konstruktion „diskursiv“?

Eine mögliche Antwort lautet: „We are not simply oppressed but produced through these discourses, a production that is historically complex, contingent, and occurs through formations that do not honor analytically distinct identity categories.“ (Brown 1997: 87). Demnach werden wir nicht nur schlicht unterdrückt, sondern auch „produziert“ in sich historisch vielfältig und kontingent entfaltenden „Diskursen“, wobei allerdings die sich im Diskurs abzeichnenden historisch-spezifischen „Formationen“ nicht unbedingt übereinstimmen müssen, mit



jenen erkenntnistheoretisch unterscheidbaren Kategorien der Identität, wie wir sie heute kennen. Gerade diese Diskrepanz, zwischen den historisch sich wandelnden und ausdifferenzierenden Formen von Ungleichheit einerseits und den uns heute als gewohnt und selbstverständlich erscheinenden Identitätskategorien andererseits, wäre dann der eigentliche Gegenstand der Analyse. Es ist diese Einsicht, die die Historikerin Joan W. Scott (1986) erstmals programmatisch formulierte, dann Wendy Brown (1997) für die politische Theorie konkretisierte, die nun auch, sei es zustimmend, sei es kritisch reflektierend in die neuere Intersektionalitätsforschung Eingang gefunden hat (McCall 2005: 1772). Und im Grunde enthält dieser Satz – zumindest in nuce – schon das Programm einer an Foucault anschließenden Diskurstheorie und Diskursanalyse. Um allerdings den Foucaultschen Diskursbegriff angemessen einsetzen und sein spezifisches Potenzial ausschöpfen zu können, gilt es zunächst, diesen im allgemeinen Spektrum möglicher Diskurstheorien und Analyseverfahren genauer zu verorten.

3. Diskursethik – Diskurspragmatik – Diskursgenealogie. Drei theoretische Perspektiven

Folgt man einschlägigen Einführungen (Angermüller 2001; Keller u.a. 2001 u. 2003; Kerchner/Schneider 2006d; zuletzt Petittlerc/Billig 2009), so lassen sich vor allem drei Diskursbegriffe unterscheiden: 1. die normativ-kritische Diskursethik (Habermas), 2. die analytisch-neutrale Diskurspragmatik (Austin, Searle, Sacks), 3. die genealogisch-kritische Diskursanalyse (Foucault). Mit diesen drei Diskursbegriffen korrespondieren dann jeweils spezifische Theorieentscheidungen und methodische Verfahren.

3.1. Die normativ-kritische Diskursethik (J. Habermas)

Einflussreich ist zunächst ein normativ-kritischer Diskursbegriff, wie er vor allem mit der „Diskursethik“ von Jürgen Habermas ([zuerst 1981] 1995, Bd. 1-2) entwickelt wurde. Mit seiner zweibändigen „Theorie des kommunikativen Handelns“ verfolgt Habermas das Ziel, eine umfassende Gesellschaftstheorie vorzulegen, die zwar an Max Weber anknüpft, dabei aber die Dimensionen von Sprache und Kommunikation stärker berücksichtigt. Dabei geht Habermas, vereinfacht gesagt, von vier zentralen Thesen aus: 1. Das soziale und poli-

tische Handeln in der Moderne folgt einer bestimmten „Vernunft“ oder „Rationalität“, die wir genauer ergründen müssen. 2. Zugang zur „Rationalität“ des sozialen und politischen Handelns erlangen wir, indem wir uns die Prozesse der Kommunikation genauer anschauen, hier insbesondere die Verfahren, in denen die Mitglieder einer Gesellschaft sich über die Wahrnehmung der Welt oder über unterschiedliche Teilwelten verständigen. 3. Damit Verständigung über die Welt und ihre Sachverhalte überhaupt gelingen kann, sind Prozesse der „rationalen“ Verständigung notwendig. 4. „Rational“ ist eine Kommunikation immer dann, wenn themenbezogene Aussagen auf „Gründe“ zurückgeführt werden können und also kritisierbar sind. Damit stützt Habermas sein Politikverständnis ausdrücklich auf einen emphatischen Kommunikationsbegriff, bei dem die Verständigung über politische Normen und Ziele im Vordergrund steht. Den handlungstheoretischen Prämissen der Diskursethik folgend lässt sich der „Diskurs“ demnach als ein Ort auffassen, an dem die normative Geltung von Argumenten rational überprüft werden kann. In der Analyse hätte man dann zu untersuchen, inwieweit Sprecher/innen/Aktoren in aktuellen Sprechakten eher offen und direkt an Verständigung orientiert („originär“) oder eher am eigenen Interesse und Erfolg orientiert („strategisch“) argumentieren und handeln. Dem kulturellen Rechtfertigungsniveau der Moderne angemessen scheint insgesamt der herrschaftsfreie Diskurs aller Betroffenen.

Häufig wird in der neueren Geschlechterforschung, wenn von Diskursen im Sinne von Debatten über ein spezifisches Thema (Abtreibung, sexuelle Gewalt, Lohn) die Rede ist, implizit diskursethisch argumentiert. In diesem Sinne begreift etwa Kimberlé W. Crenshaw (1991: 1242-1244) die feministischen und anti-rassistischen Diskurse in den USA als Debatten, in denen verschiedene Formen der Diskriminierung thematisiert oder verschwiegen werden können. Darüber hinaus werden aber auch, wie gezeigt, insbesondere in der feministischen Demokratietheorie „Dialog“ und „Deliberation“ als Verfahren der kommunikativen Verständigung explizit in Anspruch genommen und die diskursethischen Ideale offensiv vertreten und weiter entwickelt (Benhabib 1999; 2008; Young 1993; 1997). Im Zuge der Europäisierung verschiedener Politikfelder sind überdies verstärkt Tendenzen zu verzeichnen, Verfahren der Deliberation in bestehende institutionelle oder akteurszentrierte Ansätze (Verloo 2006, 224) zu



integrieren; diese Tendenz hat inzwischen selbst die als technokratisch geltenden Ansätze des Gender Mainstreaming erfasst (Squires 2007). Schließlich gibt es ernsthafte Absetzbewegungen, die die deliberativen Ideale als illusionär empfinden und von daher die Diskursethik prinzipiell kritisieren (Mouffe 2007). Ob nun die Diskursethik weiter gedacht oder grundlegend kritisiert werden soll, stets geht es in der vorwiegend normativ orientierten feministischen Demokratietheorie jedoch darum, kulturelle Vielfalt als Problem anzuerkennen und die gewohnten Standards dialogischer Praktiken entsprechend zu überprüfen und zu reformulieren.

3.2. Die analytisch-neutrale Diskurspragmatik (J. L. Austin; J. R. Searle; H. Sacks)

Vor allem in der Empirie der neueren Politik- und Sozialwissenschaften besteht die Tendenz, sich sprach- und wissensbasierten Ansätzen zu öffnen und dabei – neben dem normativ-kritischen – einen analytisch-pragmatischen Diskursbegriff auszubilden. Hier scheint es ergiebiger, den ethischen Anspruch der Verständigung zurück stellen, um gemäß der anglo-amerikanischen Tradition der „Diskurspragmatik“ Gesprächssituationen von außen zu beobachten und die gesprochene Sprache („Diskurs“) im Hinblick auf die zutage tretenden Verhaltensregeln oder Deutungsrahmen („frames“) möglichst authentisch und neutral zu erfassen und aufzuzeichnen. Zugrunde liegt in der Regel die von den englischen Sprachphilosophen John L. Austin ([1962] 2005) und John R. Searle ([1969] 1977; 1996) vertretene „Sprechakttheorie“, die sich unter einer handlungstheoretischen Perspektive für die Voraussetzungen des Sprachgebrauchs interessiert (mit weiterer Literatur ausführlich Kerchner 2006a; b).

Daran anknüpfend und zugleich von der „Ethnomethodologie“ (Garfinkel) und dem „Symbolischen Interaktionismus“ (Goffman) beeinflusst entwickelte der amerikanische Soziologe Harvey Sacks (1992) ein Verfahren zur Analyse der „Interaktion“ in einer Gesprächssituation. Besonders interessiert hier die „soziale Interaktion“ in alltäglich-trivialen Gesprächen (Dialoge, Unterhaltungen, Konversation). Ziel der Gesprächs- und Konversationsanalyse ist es dann, jene „Mechanismen“ zu finden, mit denen die Sprecher/Akteure das eigene Tun mit dem Tun der anderen koordinieren und so die Sinn-Ordnung einer Kommunikationssituation insgesamt zu „strukturieren“. Wie stimmen

sich die Sprechenden/Handelnden in ihren Äußerungen und Aktivitäten wechselseitig ab? Wie geben sie dem Geschehen eine sinnhafte Ordnung („Struktur der Interaktion“)? Wie weit beziehen sie in unterschiedlichen Sequenzen des Gesprächs die Handlungskontexte und situativen Umstände in ihre Äußerungen ein? Dies sind in etwa die Fragen, die sich in dieser pragmatischen „discourse analysis“ stellen. Gefragt wird darüber hinaus aber auch nach dem uns besonders interessierenden Problem der „diskursiven Konstruktion“: Mit welchen „konstitutiven Mechanismen“ gelingt es den Sprechern/Akteuren im Verlauf einer Gesprächssituation genau jene Interaktions-„Struktur“ und Sinn-Ordnung selbst herzustellen und zu erzeugen, also zu „konstituieren“, die uns von außen betrachtet als (natur-)gegeben erscheint (Bergmann 2000a; b)?

Damit ist die Diskurspragmatik besonders anschlussfähig für die erkenntnistheoretischen Positionen des Sozialkonstruktivismus, wie sie etwa von Peter L. Berger und Thomas Luckmann ([1969] 2007²¹) oder Anthony Giddens ([1984] 1988a; b) vertreten werden. Auf welche Weise ausgehend von einer sozialkonstruktivistischen Position die Verfahren der Diskurspragmatik in der Intersektions-Forschung zum Einsatz kommen können, lässt sich exemplarisch erkennen am Text der Soziologinnen Nicola Beisel und Tamara Kay (2004). Gender, race und class treten hier nicht als isolierte kulturelle Deutungsmuster auf; vielmehr gelingt es den Autorinnen zu zeigen, wie sich die sprachlich formulierten Klassifikationen überlagern und verschränken, auf welche Weise dann die verschränkten Etikettierungsmuster mit der Zeit an materieller Qualität gewinnen, bis sie schließlich als die Wirklichkeit ordnende Strukturkategorien fungieren, die die Gesellschaft dauerhaft zu zerteilen vermögen.

3.3. Diskursanalyse als Genealogie der Gegenwart (M. Foucault)

In klarer Abgrenzung zur anglo-amerikanischen „Diskurspragmatik“ (Foucault ([1969] 1997⁸: 155; [1982/83] 2009: 96-97), sich punktuell mit Habermas auseinander setzend (etwa [1984b] 2005, Bd. IV: 715-724) und dennoch mit der Frankfurter Schule letztendlich die gleiche kritische Philosophietradition teilend (etwa [1982/83] 2009: 40), formuliert Michel Foucault in zahlreichen Monografien, Vorlesungen und verstreuten Texten sein diskursanalytisches Programm:



Um die Gewissheiten der Gegenwart zu hinterfragen, sollen eine historisch zurückgehende „Genealogie“ als „Taktik“ und eine (post-)struktural operierende „Archäologie“ als diskursanalytische „Methode“ zum Einsatz kommen (ausführlich Kerchner 2006a; b). Was heißt hier nun Genealogie?

„Ich gehe von einem Problem so aus, wie es sich in heutigen Ausdrücken stellt und versuche, davon eine Genealogie zu machen. Genealogie heißt, dass ich eine Analyse ausgehend von einer gegenwärtigen Frage betreibe“ – so bringt Foucault ([1984a] 1985: 161) sein Vorgehen auf den Punkt. Ein früher Artikel (Foucault [1971] 2002: bes. 172-174) erläutert die konkreten Schritte: Weiterhin das Wesen oder den „Ursprung“ der Dinge zu ergründen scheint demnach wenig ergiebig. Statt von der „Herkunft“ im Sinne einer festen Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft auszugehen, empfiehlt Foucault, „das komplizierte Netz der Herkunft auf[zu]dröseln“ und sich den disparaten Prozessen der Identitätsbildung zuzuwenden, in denen Subjekte im Lauf der Geschichte unablässig geformt, zersetzt und zu Gruppen geordnet werden. Statt die „Entstehung“ von Gegenständen und Ereignissen in einer kontinuierlichen Linie nachzuzeichnen, müsse das zufällige Spiel von Kräfte- und Herrschaftsverhältnissen erfasst und der unablässige Bruch in der Geschichte betont werden. Eine „Genealogie“, die auf diese Weise an die Gewordenheit allen Seins erinnert, wird so zu einem kritisch-analytischen Instrument, mit dem wir die „Aspektbefangenheit“ unserer eigenen Kultur überwinden (Owen 2003, 129) und den gewohnten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata der Gegenwart ihre Selbstverständlichkeit nehmen können.

In seinem „Methodenbuch“, der „Archäologie des Wissens“, reagiert Foucault ([1969] 1997⁸) dann bereits auf Nachfragen, die seine frühen Schriften provoziert haben: Wie lässt sich eine Geschichte der Wissenschaften schreiben, die sich von der letztlich metaphysischen Spekulation der traditionellen Ideen- und Geistesgeschichte befreit und zugleich die Zeitvergessenheit überwindet, wie sie sich in Folge des Strukturalismus und Empirismus ausbreitet? Um hier einen nachvollziehbaren Analyseweg zu weisen, fasst Foucault das System des „Wissens“ als eine Menge von Begriffen und Aussagen. Konkret interessiert er sich für die Art, in der sich aus der Vielfalt aller individuellen, spontanen Äußerungen („énonciations“) mit der

Zeit Aussagen („énoncés“) herauskristallisieren, die innerhalb spezifischer Wissenschaften als „wahr“ akzeptiert werden. Folgt man dem, so ist man der Funktionsweise des „Diskurses“ auf der Spur. Durch vier Merkmale oder „Achsen“ ist diese Funktionsweise laut Foucault ([1969] 1997⁸: 31-112) gekennzeichnet: durch die „Formation der Gegenstände“, die „Formation der Äußerungsmodalitäten“, die „Formation der Begriffe“ und die „Formation der „Strategien“. Möglich wird die Analyse der nur vordergründig synchron erscheinenden Diskursformationen jedoch eigentlich erst durch zwei weitere, oft übersehene Schritte: Um zu den maßgeblichen Aussageordnungen vorzudringen, ist offenbar stets ein Gang ins historische „Archiv“ notwendig (Foucault [1969] 1997⁸: 113-190, 236-252); und um die hier wirkenden Machteffekte zu erkennen, gilt es, den Zusammenhang zwischen der historischen Aussageordnung und der Gegenwart sichtbar zu machen. Nur so erschließe sich, so Foucault, am Ende die sich meist über Jahrhunderte erstreckende „Transformation“ der Diskurse und deren Machtwirkung für heute. Als „Diskurs“ definiert Foucault in der „Archäologie des Wissens“ ([1969] 1997⁸: 61-103) schließlich jene „Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehören“, wobei mit „Formationssystemen“ vor allem die je spezifischen Regeln, Prozeduren und Institutionen gemeint sind, mit deren Hilfe die modernen Wissenschaften ihren jeweiligen Gegenstand bestimmen und voneinander abgrenzen.

Zwar wird die Foucaultsche Diskursdefinition häufig zitiert. Wirklich nachvollziehbar wird sie aber erst, wenn wir uns, wie von Foucault selbst vielfach vorgeführt, ausgehend von einer aktuell brennenden Frage rückblickend auf die Suche nach jenen Aussageordnungen machen, die unserer stets begrenzten Sichtweise gegenwärtiger Probleme historisch zugrunde liegen. Dies gilt auch für die Probleme der Vielfalt, Intersektionalität und Komplexität.

4. Die Methodik der Foucaultschen Diskursanalyse – Sieben Leitfragen

„Sex/gender“, „class“, „race“, „ethnicity“, „sexual orientation“, „disability“, „religion“ oder „nation“, so lesen wir nun in den Texten der neueren Intersektionalitäts- und Gender-Forschung, seien nicht als isolierte Kategorien zu betrachten, sondern als historisch gewordene



„Konstrukte“, die bis in die Gegenwart auf den Ebenen von sozialer Wirklichkeit, politischer Machtausübung und kultureller Repräsentation ineinandergreifen und zusammenwirken (so etwa Verloo 2006; Degele/Winker 2007). Treten wir also aus dem Gewimmel der uns bedrängenden Fragen ein Stück weit heraus und fragen wir, Foucault folgend, kritisch zurück: Wann tauchen Kategorien, wie Klasse, Nation und Rasse, erstmals historisch auf? Und inwiefern ist es der „Diskurs“, der nicht nur solche Kategorien, sondern auch die damit bezeichneten Subjekte hervorbringt?

Legen wir von der „Archäologie des Wissens“ ([1969] 1997⁸), also Foucaults wichtigstem „Methodenbuch“ zu Grunde, so zeichnet sich ein spezifischer Weg des diskursanalytischen Verfahrens ab, mit dem sich solche Fragen nicht endgültig beantworten, aber doch bearbeiten lassen. Ob nun mit einem theoretisch oder einem empirischen Erkenntnisinteresse, als Ausgangspunkt einer Foucaultschen Diskursanalyse, die diachrone und synchrone Perspektiven integriert, dienen demnach stets etwa sieben Leitfragen:

1. nach dem „Auftauchen des Problems“: Welches Thema der Gegenwart wollen wir untersuchen, und wann und in welchem Zusammenhang tauchen die Vorläufer dieses Themas als „Problem“ historisch auf?
2. nach der „Formation der Gegenstände“: Was wird gesagt? Wie konstituieren einzelne Wissenschaften, indem sie Dinge und Menschen in ihren Beziehungen zueinander definieren, gruppieren und in übergreifenden Systemen (etwa Kultur/Natur, Gesellschaft, Politik) anordnen, jeweils ihren Gegenstand?
3. nach den „Äußerungsmodalitäten“: Was kann unter spezifischen (institutionellen) Bedingungen (Ort, Zeitpunkt) überhaupt gesagt werden? Wie wirken sich Rituale, Prämissen und Standards einer wissenschaftlichen Disziplin auf die Möglichkeit, bestimmte Äußerungen zu artikulieren, aus?
4. nach der „Subjektposition“: Von welchem Standpunkt aus, und im Rahmen welcher institutionellen Konfiguration (wissenschaftlichen Disziplin) artikulieren die historisch sprechenden Subjekte zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort jeweils ihre Position?
5. nach der Beziehung zwischen „Äußerungen und

Aussagen“: Welche Äußerungen verdichten sich im Laufe der Zeit (durch Wiederholung, Verstärkung, Zustimmung) zu Aussagen, die innerhalb spezifischer Wissenschaften als „wahr“ anerkannt werden? Wie wird dabei die Definition von Individuen (etwa als universales Subjekt) oder die ordnende Zusammenfassung zu Gruppen (Rasse, Klasse, Nation) hervorgebracht? Welche Begriffe und Klassifikationsverfahren stiften in einzelnen wissenschaftlichen Aussageordnungen Gewissheit?

6. nach der übergreifenden „Logik“ und ihrer „Transformation“: Wann und wo beginnen Äußerungen und Aussagen zu zirkulieren? Inwiefern lässt sich quer zu politischen und erkenntnistheoretischen Positionen (zum „Feld der Gegnerschaft“ vgl. exemplarisch Foucault [1978-79] 2006, Bd. II, 148-252, Zitat 155) ein regelmäßiges Muster erkennen, das die jeweilige Aussageordnung übergreifend strukturiert? Wie wandelt sich diese Logik mit der Zeit?

7. nach den „Machteeffekten“: Wie „materialisiert“ und verwirklicht sich die historische Aussageordnung in den Programmen der jeweiligen Zeit? Wie wirken die als „wahr“ anerkannten Aussagen (etwa Definitionen von Dingen und Menschen) bis in die Problemdefinition und das Selbstverständnis der Gegenwart?

Das Foucaultsche Analyseprogramm ausführlich umzusetzen, wird hier nicht möglich sein (dazu Kerchner 2000; 2005; 2006a; b; 2010a; b; c). Statt dessen möchte ich im Durchgang durch ausgewählte Foucaultsche Texte im Folgenden zumindest andeuten, welche Perspektiven sich eröffnen, sobald man ausgehend vom einem gegenwärtigen Problem, wie dem der Vielfalt und/oder Komplexität, genealogisch rückblickend mit der diskursanalytischen Arbeit beginnt.

5. Das Regieren einer vielfältigen Bevölkerung. Erste Ergebnisse der Foucaultschen Analytik der „Multiplizität“

Mit dem Zusammenhang von „Subjekt und Macht“ hat sich Foucault ([1982] 2005) bekanntlich in zahlreichen Texten grundlegend befasst. Entsprechend wurden diese Impulse von den Gender Studies in den letzten Jahren produktiv aufgegriffen und weiter gedacht (zuletzt Kerner 2009). Schon weniger üblich



ist es, die historisch weit ausgreifenden, teilweise transregional oder transnational übergreifenden materialen Analysen Foucaults zu den historischen Voraussetzungen gegenwärtiger Formen von Subjektivität im einzelnen nachzuvollziehen und über das ideen- und theoriegeschichtliche Interesse hinaus für die Genderforschung fruchtbar zu machen. Auf drei ausgewählte Texte Foucaults will ich im Folgenden genauer eingehen: Erstens, die „Ordnung der Dinge“ ([1966] 1974); zweitens, „In Verteidigung der Gesellschaft“ ([1975-76] 1999); drittens, die „Geschichte der Gouvernementalität“ (Bd. I-II, [1977-78] u. [1978-79] 2006). Übergreifend sollen jene Fragen die Lektüre anleiten, wie sie sich in Auseinandersetzung mit der neueren Intersektionalitäts- und Geschlechterforschung stellen: Wann tauchen kategoriale Begriffe, wie Rasse, Klasse und Nation, historisch auf? Welche Funktion erhalten im Übergang zur Neuzeit die Verfahren des Klassifizierens in einzelnen Wissenschaften (Sprachwissenschaft; Naturgeschichte/Biologie; Ökonomie)? Was geschieht genau, wenn wir die quantifizierende Technik der Statistik einsetzen und, statt von der Qualität kultureller Vielfalt, von einer quantitativ definierten „Komplexität“ oder „Multiplizität“ sprechen?

5.1. Repräsentieren und Klassifizieren. Die Entwicklung neuer Darstellungstechniken in den modernen (Human-)Wissenschaften

Seit wann und wie wird eigentlich der „Mensch“ zum Gegenstand der modernen Wissenschaften? Diese Frage ist erkenntnisleitend für Foucaults Studie über die „Die Ordnung der Dinge“ ([1966] 1974). Wie der Untertitel sagt, will das Buch insgesamt auf eine „Archäologie der Humanwissenschaften“ hinaus. Für uns interessant ist nicht nur das methodische Vorgehen, sondern auch ein Ergebnis der hier exemplarisch durchgeführten „Aussagenanalyse“: Offenbar bilden sich im Übergang zur Moderne das „Repräsentieren“ und „Klassifizieren“ als wissenschaftliche Techniken disziplinübergreifend heraus. Folgen wir Foucault, dann sind es die Logiken dieser Verfahrenstechniken, die die spätere Definition der Kategorien Klasse, Rasse und Nation ermöglichen und prägen.

Laut Foucault ([1966] 1974: 78-113; vgl. Gehring 2004: 48-58) ändert sich im Übergang von der europäischen Renaissance zur Klassik in den europaweit zirkulierenden Diskursen mehrerer Wissenschaften

(Grammatik/Linguistik, Naturgeschichte/Biologie, Theorie der Reichtümer/Ökonomie) zunächst übergreifend das bis dahin gültige Modell zur Wahrnehmung der Wirklichkeit: Die Beziehung zwischen Ding und Zeichen wird neu gefasst. Dabei kommt es u. a. zu einer „strikt binäre[n] Organisation“ des Zeichens, das „Bezeichnende“ (Name) repräsentiert nun das „Bezeichnete“ (Ding). In der Folge strebt man danach, ein möglichst vollständiges Tableau aller Zeichen (Tabelle) anzufertigen, um so ein möglichst umfassendes „Bild der Dinge“ (Übersicht) zu erhalten. Repräsentieren heißt also im Klassischen Zeitalter: Die Dinge einer vielfältigen Wirklichkeit auf das schematisch Darstellbare zu reduzieren und die selektiv abgebildeten Dinge dann systematisch mit Namen (Wörtern) zu versehen, sie also mit einer geregelten Bezeichnungsordnung in Übereinstimmung zu bringen.

Im nächsten Schritt zeigt uns Foucault ([1966] 1974: 165-210), wie sich dieser Impuls bei der Transformation der frühen, noch qualitativ denkenden Naturgeschichte in eine quantitativ operierende Naturwissenschaft (Biologie) auswirkt. Im 17. und 18. Jahrhundert sucht man demnach in der Naturgeschichte nach neuen Modellen, die Lebewesen zu „klassifizieren“. Quer zu ansonsten konträren Positionen, wie sie etwa Louis Buffon oder Carl von Linné vertreten, kommt es dabei übergreifend zu einer innovativen „Benennung des Sichtbaren“. Statt die Vielfalt der Welt weiterhin in einem bruchlosen Kontinuum sinnlich zu erfahren und zu deuten, sollte, so Foucault, im nun einsetzenden naturwissenschaftlichen Denken eine mehrfach reduzierte Perspektive zum Einsatz kommen: Unter den fünf Sinnen konzentrierte man sich auf das Sehen, beim Sehen begnügte man sich damit, wenige Dinge systematisch zu sehen sowie das Farbige zugunsten von schematisch darstellbaren Grau-in-Grau-Stufen zurückzustellen. Durch diese Art des systematisch reduzierten Sehens ließ sich dann prinzipiell jedes natürliche Wesen mit Hilfe von vier sichtbaren „Merkmalen“ eindeutig bestimmen: der Anzahl der Elemente, aus denen das Lebewesen bestand, der Form dieser Elemente, der relativen Größe eines jeden Elements im Hinblick auf die anderen Elemente, der Beziehung der Elemente zueinander sowie ihrer Position im Raum. Die Konfiguration dieser vier sichtbaren Bestimmungs-Merkmale nannten die Botaniker nun „Struktur“. Gelang es alle bekannten natürlichen Wesen auf diese Weise genau zu bezeichnen, ließen sie sich am Ende unter dem



Gesichtspunkt ihrer Identitäten und Unterschiede in ein übergreifendes „System“ einreihen, in das „System“ der Natur.

Das unterscheidende Merkmal, mit dem sich innerhalb einer „Gattung“ eine „Art“ eindeutig von der anderen abgrenzen ließ, also das, was für eine bestimmte „species“ charakteristisch war, bezeichnete Linné in der französischen Ausgabe seines Buches „Philosophia Botanica“ im Jahr 1788 (vgl. Foucault [1966] 1974: 182) als „caractère“. Damit war zunächst noch gar nicht unbedingt das Charaktermerkmal einer Person gemeint. Dennoch sehen wir sofort die Brisanz, die das Klassifizieren mit sich bringt, sobald das Verfahren von der botanischen Ordnung der Pflanzen oder der zoologischen Ordnung der Tiere auf soziale oder politische Ordnungsstrukturen („Stand“, „Klasse“, „Nation“) übertragen oder zur Unterscheidung zwischen verschiedenen „species“ innerhalb der Menschengattung („Rasse“) eingesetzt wird.

5.2. Nation, Klasse, Rasse. Der Einsatz binärer Codes zur Differenzierung und Aufspaltung der Gesellschaft

Mit der Frage, wann im abendländischen Denken Unterscheidungen nach „Rasse“, „Klasse“ und „Nation“ auftauchen und mit welchen Machteffekten sie bis heute weiterwirken, hat sich Foucault vor allem in der Vorlesung „In Verteidigung der Gesellschaft“ ([1975/76] 1999) befasst (vgl. Burchell 2004).

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass sich die konfliktorientierten Ansätze der Politikwissenschaft bis heute in der binären Logik von „Freund“ und „Feind“/„Gegner“ artikulieren. So lautet die Frage, auf die rückblickend eine Antwort gefunden werden soll: Unter welchen historischen Bedingungen war es überhaupt möglich, sich das Politische in den Kategorien von Krieg und Frieden, Strategie und Taktik, Konflikt und Verständigung vorzustellen? Seit wann ist man davon abgegangen, staatliche Souveränität und Herrschaft als Pyramide oder Organismus zu beschreiben, um stattdessen die „Analyse des Staates, seiner Institutionen und Machtmechanismen“ in „binären Termini“ zu vollziehen? (Foucault [1975-76] 1999: 25-30, 100).

Laut Foucault taucht in Folge der Religionskriege zunächst im England im frühen 17. Jahrhundert, etwa bei Autoren wie Coke oder Lilburne, ein „Diskurstyp“

auf, der sich von überkommenen juristisch-philosophischen Sichtweisen absetzt, indem er den „Krieg“ zur „dauerhaften Grundlage aller Machtinstitutionen“ deklariert. In Frankreich wird demnach das „Erklärungsprinzip“ von Boulainvilliers, Buat-Nancay und anderen aufgegriffen. Nicht Repräsentationen eines imaginären Willens zum Krieg, wie bei Hobbes, sondern reale Kriege, Schlachten und Eroberungen werden hier zum „geheimen Motor der Institutionen, der Gesetze und der Ordnungen“. Im Ergebnis, so Foucault, werde der Frieden als „Chiffre“ des Krieges gelesen, und es sei der historisch-politische Diskurs, der sich selbst die Kompetenz zuspreche, die Zivilgesellschaft als Fortdauer des Krieges zu interpretieren.

Wie Foucault ([1975-76] 1999: 61, 308-311) weiter zeigt, nimmt das Subjekt, das sich in den historischen Texten äußert, ausdrücklich nicht den rechts-philosophischen Standpunkt eines universellen Subjekts ein. Zu den Kennzeichen des neuen Diskurstyps gehöre es vielmehr, dass sich hier ein parteiliches, für seine Rechte kämpfendes Subjekt äußere, das seine Forderungen „von unten“ her formuliere; zutiefst historisch sei der Diskurs insofern, als in einer Art „Gegen-Geschichte“ eine „vergessene Vergangenheit“ der „Siege und versteckten Niederlagen“ ans Licht gebracht werde.

Offenbar tendiert der historisch-politische Diskurs seit seinem ersten „Auftreten“ dazu, Gruppen unterschiedlicher Herkunft, Sprache, Religion und/oder Sitten zu unterscheiden, das Eigene und Fremde unterschiedlich zu bewerten, mit diesen sozialen und kulturellen „Oppositionen“ wiederum Arme und Reiche in Beziehung zu setzen und so den Gesellschaftskörper im Laufe von zwei Jahrhunderten dauerhaft zu „zerteilen“ (Foucault [1975-76] 1999: 72-73, 88-90, 130, 308).

Wie die Differenzen von „Stand“ und „Nation“ entstehen und sich überlagern, zeigt Foucault dann exemplarisch an Texten von Boulainvilliers (1786) und Sieyès ([1789] 1981²). Offenbar ist zunächst die Nation noch nicht durch ein abgestecktes Territorium definiert, sondern eher durch Sprache, Sitten und Gebräuche, die verschiedene „Gruppierungen“ (Leute, Personen, Individuen) innerhalb von Staaten teilen. Entsprechend tritt bei Boulainvilliers (1786) die französische Aristokratie als eine innerstaatliche „Nation“ neben anderen auf; die mit Verweis auf ihren germanischen Ursprung Besitzansprüche auf Ländereien des Königreiches



sowie Herrschaftsansprüche über alle Einwohner mit gallischen und römischen Vorfahren stellt (Foucault [1975-76] 1999: 153-236, 312).

Dagegen setzt nun offenbar Emmanuel Joseph Sieyès' mit seiner 1789 publizierten Schrift: „Was ist der Dritte Stand?“ eine Neudefinition: Demnach ist es nicht der Adel oder der Klerus, sondern das Bürgertum, das als „dritter Stand“ die substantiellen Bedingungen für die Existenz der Nation garantiert. „Alles Nationale ist unser“, und „alles, was unser ist, ist Nation“ – mit diesen Worten formuliere Sieyès ([1789] 1981²), so Foucault, im Zeitalter der Französischen Revolution das Selbstverständnis des Bürgertums als „drittem Stand“ und seine Zukunftsperspektive als „Nation“. Dabei werde die „Nation“ selbst nicht in horizontaler Abgrenzung zu anderen „Nationen“ definiert sondern in ihrer den Staat tragenden Funktion.

Aus diesem sich überlagernden Verständnis vom drittem „Stand“ als „Nation“, so Foucault ([1975-76] 1999: 61, 92-94, 239-275), sei dann im Weiteren der Begriff der „sozialen Klasse“ hervorgegangen. Dabei habe im 19. Jahrhundert der Marxismus mit seinem am Fortschritt orientierten Geschichtsbild sowie mit einer „von unten“ sich artikulierenden Subjektposition zunächst Elemente des binär strukturierten historisch-politischen Diskurses fortgesetzt; andererseits markiere er, so Foucault, indem er die unterschiedliche Funktion von Bourgeois und Arbeiter in der Produktion hervorhebe und auf die „Klassendifferenz“ rekurriere, einen entscheidenden „Neuansatz“ im oppositionellen Denken.

Gerade weil der historisch-politische Diskurs seit seinem Auftauchen mit einem binären Code operiere, so eine weitere These Foucaults ([1975-76] 1999: 73-74, 86-90, 119-120), habe er das Feld eröffnet, auf dem später der moderne „Rassismus“ habe auftreten können. Zwar sei das Wort „Rasse“ schon im ausgehenden Mittelalter als „historisch-politische Spaltung“ in jenen historischen Erzählungen und Mythen aufgetaucht und zirkuliert, in denen das moderne Europa später rückblickend seine historischen Anfänge verorten wird. Auch habe man im 17. und 18. Jahrhundert von „Rasse“ noch immer ohne direkten Bezug auf die Biologie sprechen können. Doch im 19. Jahrhundert sei es zu zwei entscheidenden „Umschriften“ gekommen: 1. Zunächst habe sich eine „Theorie der Rassen“ herausgebildet, die die zuvor historisch-politisch begriffenen Opposi-

tionen (Nation, Stand/Klasse) zunehmend auf biologisch definierte Wesensmerkmale zurückgeführt habe; auf dieser Grundlage sei es dann möglich geworden, Strategien der Inklusion und Exklusion zu formulieren und politisch zu verwirklichen. 2. Dann habe Ende des 19. Jahrhunderts die europäische Kolonialpolitik auf eine Disqualifizierung der kolonisierten „Unterrassen“ gezielt. Schließlich hätten sich im 20. Jahrhundert im Zuge einer erneuten „Transformation“ vor allem mit dem Nationalsozialismus, aber auch dem Stalinismus, extreme Formen eines „Staatsrassismus“ ausgebildet (Foucault [1975-76] 1999: 76-101, 293-305).

5.3. Das Regieren der Jungen/Alten, Frauen/Männer und Kinder/Erwachsenen in ihren Beziehungen zueinander und zu den Dingen. Statistik als politische Technologie

Hat sich Michel Foucault schon früh mit den sich wandelnden Formen des Leitens und Führens von Menschen befasst, so wird doch erst mit der Vorlesungsreihe zur „Geschichte der Gouvernementalität“ (2006) seine historisch zurückgehende Analytik des Regierens ausdrücklich zum Programm. International von den Governmentality Studies aufgegriffen (Burchell/Gordon/Miller 1991; Barry/Osborne/Rose 1996; Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Bratich/Packer/McCarthy 2003; Larner/Walters 2004; Krasmann/Volkmer 2007) hat dieses Programm inzwischen auch Eingang in die feministische Forschung gefunden (etwa Sauer 2004; 2009; Wöhl 2010). Wann taucht die Thematik des Regierens historisch auf? Und wie entfaltet sich in verschiedenen Phasen das Zusammenspiel der wissenschaftlichen Logiken Recht und Ökonomie? Das sind die Fragen, die sich hier anknüpfend an Foucault in der Regel stellen (hierzu bereits Kerchner 2006a; b; 2010a; b; c).

Offenbar ist es sinnvoll, bei der Suche nach dem Auftauchen unserer modernen Reflexionen über das Regieren in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück zu gehen. Laut Foucault wird in dieser Zeit im westlichen Europa das Problem des Regierens unter vielfältigen Aspekten thematisiert: Das antike Topos des Regierens seiner selbst wird reaktualisiert, man fragt nach der Regierung der Seelen und der Lebensführung, es taucht das Problem auf, die Dinge und Menschen in ihren Beziehungen zueinander neu zu sehen und somit die Kinder, die Frauen und die Alten auf neue Weise zu regieren, schließlich stellt sich die Frage nach der Regierung



der Staaten durch die Fürsten (vgl. Dean 2007). Wie regiert werden, durch wen, bis zu welchem Punkt? An diesen Fragen, so Foucault, explodiere eine Literatur, die sich zunächst bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, dann im 19. und 20. Jahrhundert ausdehne und dabei ihr Thema, ihre Gegenstände und ihre Verfahren präzisiere und modifiziere. Genau diese immense Literatur sieht Foucault (Bd. I [1977-78] 2006, 134-172) sich näher an.

5.3.1. Staatsräson und Liberalismus – Zwei Rationalitäten des Regierens

Im Ergebnis werden zwei Rationalitäten des Regierens (Staatsräson; Liberalismus) sichtbar, in denen sich zu unterschiedlichen Zeiten wiederum zwei verschiedene wissenschaftliche Logiken (Recht, Ökonomie) auf unterschiedliche Weise zu Wort melden.

Im ersten Band seiner Geschichte der Gouvernementalität zeigt Foucault (Bd. I [1977-78] 2006), wie im 16. und 17. Jahrhundert die „Staatsräson“ als eine „Kunst des Regierens“ auftritt, die im Rekurs auf das Naturrecht Respekt für die Natur des souveränen Staates einfordert und dessen dauerhafte Stärke zum Leitprinzip erhebt, das es in einem umstrittenen geographischen Raum sowie im Wettbewerb der Staaten untereinander durchzusetzen gilt. Die juristische Logik von Recht und Gesetz wird hier zwar herangezogen, allerdings als ein externes Prinzip, mit dem sich die Beschränkung der Staatstätigkeit von außen begründen lässt.

Im zweiten Band zeichnet Foucault (Bd. I [1977-78] 2006, bes. 156-165; Bd. II [1978-79] 2006) dann weiter nach, wie seit dem 18. Jahrhundert der „Liberalismus“ dafür plädiert, jede regierende Einflussnahme in Frage zu stellen, der Logik von Markt und Wettbewerb freien Lauf zu lassen und die Selbsttätigkeit der rational entscheidenden Individuen zu entfalten. Sich auf die Instrumente und wissenschaftliche Logik der politischen Ökonomie als internem Prinzip einer zu begrenzenden Staatstätigkeit berufend, zielt die liberale Regierungsrationalität darauf ab, die Bevölkerung „im Detail“ zu führen und den drohenden Unsicherheiten durch den Appell an Eigenverantwortung und individuelle Risikovorsorge zu begegnen. Im Weiteren interessiert sich Foucault (Bd. II [1978-79] 2006) schließlich dafür, wie sich im 19. und 20. Jahrhundert unterschiedliche Varianten des Liberalismus (klassischer Liberalismus;

Ordoliberalismus) im westlichen Europa sowie in den USA (Neoliberalismus) herausbilden und sich dabei die wissenschaftlichen Logiken von Recht und Ökonomie verschränken und überlagern (am Beispiel des Rechtsstaats vgl. Kerchner 2010a).

5.3.2. Das Auftauchen der Statistik als einer politischen Technik des Regierens

Auf welche Weise entwickelt sich nun in dieser Gouvernementalitätsgeschichte die politische Statistik zu einer zentralen Technik des Regierens und wie wirken quantifizierende Verfahren bei der Erfassung einer vielfältigen Bevölkerung bis heute? Dieser Frage ist Foucault ausführlich nachgegangen (vgl. Gehring 1999). Folgen wir diesen Spuren, dann lassen sich drei Phasen erkennen, in denen sich die Verfahren der Statistik herausbilden und verfeinern und damit das Wissen von einer multiplen Bevölkerung ermöglichen und verfestigen:

Erstens: Im Übergang zur Moderne scheint man sich zunächst bei der Reflexion über das Regieren nur vage für vielfältige, bewegliche Multiplizitäten zu interessieren (Foucault Bd. I [1977-78] 2006, 13-133). An einem Text aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zeigt Foucault (Bd. I [1977-78] 2006, 29-40) dann, wie die Frage nach der Notwendigkeit einer Hauptstadt den Autor dazu führt, „Multiplizitäten“ in einer räumlichen Anordnung so darzustellen, dass eine überwachende und disziplinierende Sicht möglich wird. Offenbar dient im Disziplinarmechanismus des frühneuzeitlichen Verwaltungsstaates die statistische Erfassung (Wachstum der zirkulierenden Güter; Bevölkerungsrate) dazu, die „Kraft“ und Stärke des eigenen Staates zu dokumentieren, den ökonomischen und moralischen Fortschritt im internationalen Vergleich zu betonen sowie auf mögliche innere (Kriminalitätsrate) und äußere Gefahren für die Stabilität der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft hinzuweisen. Mit dem Wissen der politischen Arithmetik wird in der frühen „Staatsräson“ die Bevölkerung also erstmals als quantitativ messbarer „Komplex von Menschen und Dingen“ greifbar (Foucault Bd. I [1977-78] 2006, 13-133 sowie 147, 162-163, 454ff).

Zweitens: Zwar verfolgt auch der klassische Liberalismus des 18. und 19. Jahrhunderts das Ziel einer demographischen und ökonomischen Stärkung des Staates im internationalen Wettbewerb (vgl. Dean



2007). Genauer besehen interessiert sich die liberale Regierung aber eher für die Bevölkerung als eine „Multiplizität von Individuen“, die sie in ihrer biologischen Existenz, in ihrer „Materialität“ zu erreichen sucht (Foucault Bd. I [1977-78] 2006, 41; Bd. II [1978-79] 2006, 13-80).

Drittens: Im Neoliberalismus des 20. Jahrhunderts wird die Statistik schließlich zur entscheidenden Technik der „Selbstregierung“. Wie können sich die Menschen in allen Bereichen des Lebens nach dem ökonomischen Gesichtspunkt der Effizienz selbst regieren? Laut Foucault (Bd. II [1978-79] 2006, 352-361) ist es diese Ausgangsfrage, die Texte, wie die des amerikanischen Ökonomen Gary S. Becker (etwa 1968), durchzieht. Demnach ermöglicht es die Statistik, die Risiken des Lebens (Krankheit, Kriminalität) vorab zu gewichten (Alter, Geschlecht) und rechnerisch zu kalkulieren, um als homo oeconomicus und „Unternehmer seiner selbst“ in Situationen, in denen die Zukunft ungewiss ist, rational zwischen verschiedenen Handlungsoptionen entscheiden zu können. Zudem ist es aber auch die Statistik, die es ermöglicht, die fehlende Leistungsfähigkeit des Staates quantifizierend nachzuweisen, diesen von bisherigen Zuständigkeiten zu entlasten und schließlich die gesamte Bevölkerung differenziert zu erfassen und zu aktivieren (Foucault Bd. I 81977-78] 2006, 17-24).

Nun ist Foucault nicht der Erste, der die erkenntnistheoretischen Grenzen der neuzeitlichen Statistik aufzuzeigen versucht; weitere prominente Autoren lassen sich leicht anführen (etwa Weber 1988⁷, bes. 35-41; Arendt 2001¹², 53-58). Mit dem Positivismusstreit wurde die Kontroverse zwischen verschiedenen Forschungslogiken in den Sozialwissenschaften von ihren jeweiligen Vertreter/innen in den 1960er Jahren offensiv ausgetragen (dazu zuletzt Dahms 1994; Ritsert 2003², 102-140). Was die genealogischen Recherchen Foucaults darüber hinaus interessant macht, ist die Anschaulichkeit, mit der in der „Ordnung der Dinge“ ([1966] 1974) sowie in der „Geschichte der Gouvernementalität“ (Bd. I-II [1977-78] u. [1978-79] 2006) gezeigt wird, wie sich im Übergang zur Neuzeit quantifizierende Verfahren in verschiedenen Wissenschaften (Sprachwissenschaft, Naturgeschichte/Biologie, Ökonomie, Politikwissenschaft) etablieren, um sich dann in der jeweiligen Art der Kategorienbildung auf spezifische Weise auszuwirken.

6. Ist Foucaults Diskursanalytik „anti-kategorial“? Eine Antwort auf Leslie McCall

An dieser Stelle scheint es sinnvoll, noch einmal zu jenem Systematisierungsvorschlag zurück zu kehren, den Leslie McCall (2005) unterbreitet, um die Ansätze der internationalen Intersektionalitäts-Forschung zu ordnen – ein Vorschlag, der inzwischen breite Resonanz gefunden hat. Wie erwähnt, setzt McCall am Problem der Kategorienbildung an. Die Art des Umgangs mit Kategorien wird zum Maßstab, um die heterogenen Forschungslandschaft zu erfassen und in drei Strömungen aufzuteilen. Jenen feministischen Einwänden, die in der Nachfolge des älteren Positivismusstreits an den quantitativen Methoden Simplifizierung, Reduktionismus und eine statische Wirklichkeitsauffassung beklagen, sucht McCall selbst mit einem „categorical approach“ (2005: 1772-1796) zu begegnen, der mit der Möglichkeit sich mehrfach überschneidender Dimensionen von Ungleichheit rechnet. Um diesen quantitativ operierenden „categorical approach“ (2005: 1772-1784) gegen die postmoderne Kritik behaupten zu können, fasst McCall die multikulturalistischen Ansätze als „intra-kategorial“ und die poststrukturalistischen Ansätze als „anti-kategorial“ auf (2005: 1772-1773). Aber ist eine solche Zuordnung tatsächlich überzeugend?

Offenkundig ist Leslie McCall als Vertreterin der quantitativen empirischen Sozialforschung selbst am Diskursbegriff wenig interessiert. Indem sie einen als postmodern geltenden Diskursanalytiker, wie Foucault, heranzieht und als „anti-kategorial“ einstuft (McCall 2005: 1775-1778), erweckt sie allerdings den Eindruck, als liege es in der Logik postmoderner Diskurstheorie, den Einsatz wissenschaftlicher Kategorien prinzipiell abzulehnen. Doch das ist ein Missverständnis.

Wie in der Grammatik oder Algebra, so ist auch in der Philosophie die Bildung von Kategorien zunächst nur ein üblicher Weg, um einzelne sinnlich wahrnehmbare Elemente (Dinge, Menschen) mit Hilfe des Verstandes gedanklich zu ordnen und zu Gruppen (oder Klassen) zusammen zu fassen. Entsprechend geht es etwa bei Foucaults Analytik der Denksysteme auch nicht um die Ablehnung, sondern um die kritische Reflexion aktuell gebräuchlicher Kategorien durch sich genealogisch rückwärts bewegendes und dadurch unsere gegenwärtigen Gewissheiten relativierendes Historisieren. Genau jenes methodologische Problem der „categorization“,



die damit notwendig einhergehende Schematisierung, Vereinfachung und selektive Wahrnehmung einer vielfältigen Wirklichkeit, genau dieses Problem, das McCall (2005: 1772-1784) durchaus selbstkritisch anspricht und als methodologische Frage in den Vordergrund rückt, wird, wie ausführlich gezeigt, von Foucault nicht etwa negiert, sondern in exemplarisch durchgeführten Diskursanalysen zum Thema gemacht.

Was besagen nun die Recherchen, die Foucault selbst zum Problem der Kategorienbildung angestellt hat? Als Ausgangspunkt der hier genauer betrachteten Genealogien (Foucault [1966] 1974; [1975-76] 1999; Bd. I-II [1977-78 u. 1978-79] 2006) dient stets eine übergreifende Frage: Wann, wo und in welchen (wissenschaftlichen) Denksystemen tauchen Repräsentieren und Klassifizieren als Darstellungstechniken historisch auf, und auf welche Weise und mit welchen Machteffekten ermöglichen und prägen diese Techniken den Gebrauch von Kategorien, wie Klasse, Nation, oder Rasse, bis heute?

Ein Rechercheergebnis scheint mir für die neueren Forschungen zu den Problemen von Vielfalt und Intersektionalität besonders relevant: Offenbar finden wir beim archäologischen Ausgraben jener Aussageordnungen, die etwa Rasse, Klasse oder Nation als Kategorien hervorbringen, keine lineare Entwicklung. Wie bei jedem Diskurs, so müssen wir auch hier statt dessen mit der „Polyvalenz“ der Diskurse rechnen (Foucault ([1975-76] 1999: 89-92), d. h.: mit ihrer ständigen Beweglichkeit und „Metamorphose“, also mit der Fähigkeit, sich unablässig zu wandeln, zu verteilen, zu zirkulieren, in verschiedene Richtungen zu verzweigen und so schwer entwirrbare „Überkreuzungen“, „Überlagerungen“ und „Interferenzen“ auszubilden. Selbst eine Umkehr in der Logik der Aussageordnung ist jederzeit möglich. Schon weil ihre Bedeutungen (Signifikate) zu keinem Zeitpunkt isoliert nebeneinander stehen, sondern historisch auseinander hervorgehen und sich dabei ändern, verschieben und überlagern, können demnach Bezeichnungen (Signifikanten), wie Rasse, Nation oder Klasse, diskursanalytisch nicht als starre Kategorien aufgefasst, sondern allenfalls in ihrer Gewordenheit beschrieben werden.

Wenig Sinn macht es nun zu denken, man könne oder müsse deshalb auf Kategorien verzichten. Hier zeigen Foucaults diskursanalytische Studien zweifels-

frei: Kategorisieren, Repräsentieren und Klassifizieren sind im Übergang zur europäischen Neuzeit als Erkenntnis- und Darstellungstechniken entstanden und für die Formierung unserer modernen Denk- und Wissenssysteme konstitutiv; ohne Kategorienbildung ist neuzeitliche Wissenschaft kaum denkbar. So käme es also eher darauf an, über das von uns jeweils privilegierte Verfahren des Kategorisierens und Klassifizierens noch einmal genauer nachzudenken. Folgen wir hierbei Foucault, dann gilt es kritisch zu reflektieren, was wir stets einer mit allen Sinnen erfahrbaren bunten und vielfältigen Wirklichkeit antun, sobald wir beginnen, sie schematisierend, selektierend und simplifizierend in „sections“ (Abteilungen, Gruppen) zu zerschneiden und kategorial zu benennen, um dann am Ende überrascht festzustellen: Genau mit dieser Technik des systematisch reduzierten Sehens haben wir die Qualität der bunten Vielfalt aus dem Auge verloren. Denn wie Foucault ([1966] 1974 sowie [1975-76] 1999) im Detail zeigt, ist genau dies, die Schematisierung, Reduktion und Selektion der sinnlich erfahrbaren Vielfalt, von Anfang an der eigentliche Zweck klassifizierender und kategorisierender Verfahren.

Nicht zuletzt lohnen aus diskursanalytischer Sicht einige Rückfragen zum Begriff der „Komplexität“. Wie der Titel ihres Beitrags besagt, besteht das Ziel von Leslie McCall (2005) vor allem darin, mit ihrem „categorical approach“ der „complexity of intersectionality“ auf die Spur zu kommen. Lesen wir weiter nach, so zeigt sich: Dazu sollen, neben der konstruktiven Aufnahme postmoderner Kritik, vor allem neue statistische Verfahren verhelfen (McCall 2005: 1772-1796). Doch was heißt hier Komplexität? Statt nun erneut in eine weit ausgreifende genealogische Recherche einzusteigen (ausführlich Kerchner 2010c), sollen zwei knappe Bemerkungen genügen.

Erstens: Als Schlüsselbegriff der Systemtheorie verweist Komplexität auf eine soziale Interaktions-, Kommunikations- oder Entscheidungssituation, in der die Gesamtheit der stattfindenden Wechselbeziehungen und äußeren Einflüsse kaum noch oder nicht mehr erfassbar (oder messbar) ist. Zweitens: In der Wirtschaft bezeichnet Komplexitätsmanagement den steuernden Umgang mit einer schwer überschaubaren Situation, in der über die Zahl und Wirkung äußerer Einflussfaktoren, die vorhandenen Ressourcen sowie über die künftige Entwicklung besonders große



Unsicherheit besteht. Ob nun im Sinne der soziologischen Systemtheorie (Luhmann 1969; 1997, 134ff; 2002; vgl. Dieckmann 148-149)⁶ oder ökonomisch gedacht, in jedem Fall signalisiert der Begriff Komplexität ein Verständnis von Vielheit, das sich von dem der vorwiegend normativ orientierten feministischen Demokratietheorie weit entfernt. Wie gezeigt, sehen Autorinnen, wie Seyla Benhabib (1999; 2008) oder Iris Marion Young (1993; 1997), kulturelle Vielfalt in einem sich wandelnden Prozess, in dem die Grenzen des Selbst- und Fremdzuschreibens zwischen verschiedenen Gruppen immer wieder neu ausgehandelt, neue demokratische Mitwirkungsmöglichkeiten erprobt und erweiterte Kommunikationsregeln zugelassen werden können. Dagegen verschiebt eine soziologisch geprägte Intersektionalitäts-Forschung, die den Begriff der Komplexität ins Zentrum rückt, den Blick auf eine Vielheit, deren statistische Messung besser handhabbar werden soll, deren politische Mitwirkung an der Demokratie aber nicht unbedingt interessiert.

7. Diskursanalyse der Intersektionalität – Fazit und Ausblick

Was leisten nun die verschiedenen Diskurstheorien und diskursanalytischen Verfahren für unser Verständnis von Vielfalt, Intersektionalität und Komplexität?

1. Diskursethik. Hören wir den Begriff Diskurs, so denken wir sicher zunächst an eine öffentlich-politische Debatte, in der Argumente über ein Thema ausgetauscht werden. Dieses alltagssprachliche Verständnis nimmt Jürgen Habermas ([1981] 1995, Bd. 1-2) zum Anlass, eine normativ anspruchsvolle „Theorie kommunikativen Handelns“ zu entwickeln, die Regeln für einen verständigungsorientierten Sprachgebrauch formuliert. Im Hinblick auf die Probleme von kultureller Vielfalt und Intersektionalität kommt das diskursethische Ideal bislang vor allem auf zwei Feldern zur Geltung: Erstens artikuliert sich in der politischen Theorie eine Forschungsströmung, die das Ziel verfolgt, die Anliegen des Postkolonialismus und Multikulturalismus aufzugreifen, um die bei Habermas noch ganz auf dem rationalen Argument basierende Diskursethik durch die Anerkennung weiterer Kommunikationsmodi (greeting, rhetoric, storytelling) weiter zu denken (Young 1997). Zum zweiten wird die Diskursethik zu einer wirkungsvollen Praktik emanzipativer Identitätspolitik; hier

sollen die Regeln verständigungsorientierter Kommunikation zum Einsatz kommen, wenn es darum geht, das Gespräch zwischen verschiedenen sozio-kulturellen Gruppen zu ermöglichen sowie interne Konfliktlinien innerhalb identitätspolitischer Bewegungen offen zu thematisieren und durch Dialog zu überbrücken (Collins 2000²).

2. Diskurspragmatik. Betrachtet man Vielfalt unter dem Gesichtspunkt der sozialen und kommunikativen Interaktion, bietet sich der Sozialkonstruktivismus als erkenntnistheoretischer Standort und die neutral beobachtende und nüchtern analysierende Diskurspragmatik als Methode an. Allgemein sieht die Diskurspragmatik ihre Aufgabe darin, Kommunikation und Interaktion, also Sprechen und Handeln, in gegenwärtig präsenten oder vergegenwärtigten Situationen zu beobachten, um die hier gesprochene Sprache (Diskurs) möglichst authentisch aufzuzeichnen und im Hinblick auf die Sinngebenden Deutungsmuster zu beschreiben und zu analysieren. Was wir im Hinblick auf das Phänomen der Intersektionalität mit einer pragmatischen discourse analysis beobachten und nachzeichnen könnten, wäre die sprachlich-kommunikative Struktur der Interaktion, also etwa die Art und Weise, wie sich in einer konkreten Kommunikationssituation die anwesenden Sprecher/Akteure durch die Zuschreibung positiver (oder negativer) Eigenschaften als Personen anerkennen (oder missachten). Wie sich Elemente der Diskurspragmatik zur Analyse öffentlicher Gespräche des 19. Jahrhunderts heranziehen lassen, zeigt eindrucksvoll die soziologische Studie von Nicola Beisel und Tamara Kay (2004): Statt Kategorien, wie Gender, race und class, weiterhin als isolierte kulturelle Deutungsmuster aufzufassen, führen sie minutiös vor, wie im Abtreibungsdiskurs des 19. Jahrhunderts die sprachlich formulierten Klassifikationen von Geschlecht, Rasse und Klasse sich im Laufe der Zeit überlagern und an materieller Qualität gewinnen, bis es diese Differenzstrukturen sind, die schließlich die Wirklichkeit zu ordnen und die Gesellschaft dauerhaft zu zerteilen vermögen. So erweist sich der hier untersuchte „discourse“ am Ende als Ort sozialer Konstruktion und kommunikativer Interaktion zugleich.

Um die Diskurspragmatik in der Intersektionalitäts-Forschung möglichst wirkungsvoll einsetzen zu können, schlage ich allerdings vor, zwei Missverständnisse zu vermeiden: Erstens: Folgt man der vom symbolischen



Interaktionismus beeinflussten „discourse analysis“, dann können es nicht, wie in der Insektionalitäts-Forschung mitunter missverständlich formuliert, die Kategorien oder sozialen Strukturen, sondern allenfalls die damit bezeichneten Individuen und/oder Gruppen sein, die als Sprecher/Akteure in einer präsenten oder vergegenwärtigten Situation kommunizieren und interagieren. Zweitens ist es ratsam, präziser als bisher zwischen einem kommunikativen Begriff der Interaktion⁷ und einem statistischen Begriff der Interaktion⁸ zu unterscheiden. Mit dem statistischen Befund der Interaktion geht das Problem der Intersektionalität – per definitionem – einher.⁹ Dagegen verfügt die kommunikative Interaktion über alle Mittel, Anzeichen diskriminierender Zuschreibungen im Gespräch vorab zu vermeiden oder im Nachhinein durch aufklärendes Sprechen zu bewältigen.¹⁰

3. Genealogische Diskursanalyse. Während die Diskursethik ein überzeitlich gültiges Ideal verständigungsorientierter Kommunikation formuliert und sich die Diskurspragmatik auf die Analyse gegenwärtiger oder vergegenwärtigter kommunikativer Interaktion konzentriert, operiert Foucaults genealogische Diskursanalyse durch und durch historisch. Vermutlich ist das der Grund, warum wir in den Texten der Intersektionalitäts-Forschung zwar den Namen Foucault als wichtigen Vertreter der Postmoderne häufig lesen, sein diskursanalytisches Verfahren selbst aber kaum angemessen rezipiert oder angewendet finden.

Orientieren wir uns an jener Definition, der sich Foucault selbst in seinem berühmten Methodenbuch, der „Archäologie des Wissens“ ([1969] 1997⁸: 61-103), schrittweise annähert, dann besteht, kurz gesagt, ein Foucaultscher „Diskurs“ aus jener „Menge von Aussagen“, die in einer spezifischen Wissenschaft unter dem Einfluss der hier wirkenden Regeln, Prozeduren und institutionellen Rahmenbedingungen als wissenschaftliche Wahrheit anerkannt werden. Mit dem Ziel, gewohnte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata kritisch zu reflektieren, die Aspektbefangenheit unserer eigenen Kultur zu überwinden und eine ethische Haltung der Freiheit wiederzugewinnen (Foucault [1984c] 2005), sucht die Foucaultsche Diskursanalytik ausgehend von einem aktuellen Problem jene historischen Aussageordnungen archäologisch auszugraben, die der Formulierung unseren heutigen Gewissheiten zugrunde liegen.

Rückt mit der „Komplexität der Intersektionalität“ das Problem der „categorization“ ins Zentrum (McCall 2005), so lässt sich mit Foucault zeigen, wann, wo und wie die Verfahren der Repräsentation und Klassifikation als wissenschaftliche Techniken entstehen und auf welche Weise diese Techniken die Definition von Kategorien, wie gender, class, race, bis heute prägen. Überdies wird die Verschränkung von kategorialen Zuschreibungspraxen in ihrer konkret-historischen Dimension sichtbar. Schließlich wird es möglich, auch das als selbstverständlich geltende Phänomen zunehmender Komplexität im Hinblick auf seine erkenntnistheoretischen Prämissen zu hinterfragen (ausführlich Kerchner 2010c). So können am Ende auch die Verschiebungen im Denken benannt werden, die sich ergeben, sobald man den Blick von einer philosophisch oder demokratietheoretisch begriffenen kulturellen Vielfalt abwendet, um sich, wie Leslie McCall (2005), gemäß einer systemtheoretischen und/oder statistischen Logik mit der schwer durchschaubaren Wechselwirkung zunehmender und kaum noch voneinander unterscheidbarer Einflussfaktoren („causes“) zu befassen.

Nehmen wir die Foucaultsche Art der Diskursanalyse ernst, dann könnte allerdings auch manche Selbstgewissheit postmoderner Theorie, die mitunter zu einer vorschnellen Verallgemeinerung historisch-genealogisch gewonnener Einsichten tendiert, hinterfragt werden. So hat uns Judith Butler, anknüpfend u. a. an Foucault, wenn wir auf Dauer handlungsfähig werden wollen, zwar das „Durcharbeiten der Geschichte des Signifikanten“ und die „historische Arbeit“ als dekonstruierende Methode ausdrücklich empfohlen (1993: 126, Hervorh. i. O.), selbst jedoch die Frage offen gelassen, wie wir von historisch-empirisch gewonnenen Ergebnissen zu einer angemessenen theoretischen Verallgemeinerung kommen können (dazu Kerchner 2006c: bes. 62-63). Anders Foucault. Gerade aufgrund seiner dezidiert historisch-diagnostischen Arbeitsweise (Foucault [1969] 1997⁸: 113-190, 236-252, bes. 183) hat er selbst immer wieder seine Distanz zu jeder Art vorschnell verallgemeinernder Theorie und Modellbildung formuliert (etwa 292-293) und sich selbst, halb ernst, halb ironisch, als „glücklichen Positivisten“ bezeichnet (182).



8. Literatur

Angermüller, Johannes 2001: Diskursanalyse: Strömungen, Tendenzen, Perspektiven. Eine Einführung, in: Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hg.), Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen. Hamburg, 7-22.

Arendt, Hannah 2001¹²: Vita activa oder Vom tätigen Leben, München, Zürich.

Austin, John L. [1962] 2005: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words), Stuttgart.

Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (Hg.) 1996: Foucault and Political Reason. Liberalism. Neoliberalism and rationalities of government, London.

Baer, Susanne/Hoheisel, Miriam (Hg.) 2008: Between success and disappointment: gender equality policies in an enlarged Europe, Bielefeld 2008.

Beisel, Nicola/Kay, Tamara 2004: Abortion, Race, and Gender in Nineteenth-Century America, in: American Sociological Review 69 (4): 498-518.

Benhabib, Seyla 1998: Von der Politik der Identität zum sozialen Feminismus. Ein Plädoyer für die neunziger Jahre, in: PVS-SH 28/1997: Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation, hg. v. B. Sauer, E. Kreisky, Wiesbaden, 50-65.

Benhabib, Seyla 1999: Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt/M.

Benhabib, Seyla 2006: Kosmopolitismus und Demokratie. Eine Debatte, Frankfurt/M., New York.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas [1969] 2007²¹: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M.

Bergmann, Jörg R. 2000a: Harold Garfinkel und Harvey Sacks, in: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek b. Hamburg, 1-62.

Bergmann, Jörg R. 2000b: Konversationsanalyse,

in: Flick/Kardoff/Steinke (Hg.), Qualitative Forschung, 524-537.

Berghahn, Sabine 1998: Zwischen marktvermittelter Geschlechtergleichheit im europäischen „Herrenclub“ und den patriarchalischen Traditionslinien von Mitgliedsstaaten, in: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft, H. 2, 46-60.

Berghahn, Sabine 2002: Supranationaler Reformimpuls versus mitgliedstaatliche Beharrlichkeit, Europäische Rechtsentwicklung und Gleichstellung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 33-34, 29-37.

Boulainvilliers, Henri de, 1786: Leben des Muhomed. Mit Betrachtungen über die muhamedanische Religion und die Gewohnheiten der Musolmänner. Aus dem Französischen übersetzt von J. A. Mebes, Halle.

Brah, Avtar/Phoenix, Ann 2004: Ain't I A Woman? Revisiting Intersectionality, in: Journal of International Women's Studies 3 (5): 75-86.

Bratich, Jack Z./Packer, Jeremy/McCarthy, Cameron (Hg.) 2003: Foucault, Cultural Studies, and Governmentality, Albany.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) 2000: Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M.

Brown, Wendy 1997: The Impossibility of Women's Studies, in: differences: A Journal of Feminist Cultural Studies 9 (3): 79-101.

Browne, Irene/Misra, Joya 2003: The Intersection of Gender and Race in the Labor Market, in: Annual Review of Sociology 29 (8): 487-513.

Burchell, Graham 2004: Historische Subjekte: Rassen, Nationen, Klassen. Die Grenzen liberaler Regierungsrationality, in: Reichert, Ramón, (Hg.), Governmentality Studies. Analysen liberal-demokratischer Gesellschaften im Anschluss an Michel Foucault, Münster, 43-61.

Burchell, Graham/Gordon, C./Miller, P. (Hg.) 1991: The Foucault Effect. Studies in Governmentality, London u. a.



Butler, Judith 1993: Für ein sorgfältiges Lesen, in: Benhabib, Seyla u. a., Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt/M., 122-132.

Collins, Patricia Hill 2000²: Black Feminist Thought. Boston, London.

Collins, Patricia Hill 2004: Black sexual politics: African Americans, gender, and the new racism, New York u. a. 2004.

Crenshaw, Kimberlé Williams 1989: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. Feminist Theory and Antiracist Politics. University of Chicago Legal Forum, 139-167.

Crenshaw, Kimberlé Williams 1990: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Law and Politics, in: Kairys, David (Hg.), The Politics of Law. A Progressive Critique. Revisted Edition, New York, 195-218.

Crenshaw, Kimberlé Williams 1991: Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: Stanford Law Review 43 (6): 1241-1299.

Dahms, Hans-Joachim 1994: Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem Kritischen Rationalismus, Frankfurt/M.

Dean, Mitchell 2007: Die ‚Regierung von Gesellschaften‘. Über ein Konzept und seine historischen Voraussetzungen, in: Krasmann, Susanne/Volkmer, Michael (Hg.), Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge, Bielefeld, 75-104.

Degele, Nina/Winker, Gabriele 2007: Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. http://.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf, Juli 2007, Zugriff: 2.2.2010.

Dieckmann, Johann 2006: Komplexität, in: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, München, 148-149.

Döge, Peter 2008: Von der Antidiskriminierung zum

Diversity-Management. Ein Leitfaden Göttingen.

Elm, Ralf (Hg.) 2002: Europäische Identität. Paradigmen und Methodenfragen, Baden-Baden.

Foucault, Michel [1966] 1974: Die Ordnung der Dinge. Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1969] 1997⁸: Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1971] 2002: Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. Defert, Daniel/Ewald, François u. Mitarb. v. Jacques Lagrange. Bd. II: 1970-1975, Frankfurt/M., 166-191.

Foucault, Michel [1974/75] 2004: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France. Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1975-76] 1999: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France. Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1976] 1992⁶: Sexualität und Wahrheit. Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1977-78 u. 1978-79] 2006: Geschichte der Gouvernementalität. Bd I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Bd. II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France, Frankfurt/M.

Foucault, Michel 1979: About the Concept of the "Dangerous Individual" in 19th-Century Legal Psychiatry, in: International Journal of Law and Psychiatry 1, 1-18.

Foucault, Michel [1981/82] 2004: Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France. Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1982] 2005: Subjekt und Macht, in: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. Defert, Daniel/Ewald, François u. Mitarb. v. Jacques Lagrange. Bd. IV: 1980-1988, Frankfurt/M, 269-294.

Foucault, Michel [1982/83] 2009: Das Regieren des Selbst und der anderen, Frankfurt/M.

Foucault, Michel [1984a] 1985: Geschichte der Sexualität. Gespräch mit François Ewald, in: Ästhetik und Kommunikation 57/58, 157-164.



Foucault, Michel [1984b] 2005: Politik und Ethik: Ein Interview, in: Dits et Ecrits, Bd. IV, 715-724.

Foucault, Michel [1984c] 2005: Die politische Technologie der Individuen, in: Dits et Ecrits, Bd. IV, 999-1015.

Gehring, Petra 1999: Statistik (Staatsbeschreibung, Staatsgelehrtheit), in: Ritter, Joachim (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 10, Basel, 104-110.

Gehring, Petra 2004: Foucault – Die Philosophie im Archiv, Frankfurt/M, New York.

Giddens, Anthony [1984] 1988a: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung (= The Constitution of Society), Frankfurt/M.

Giddens, Anthony 1988b: Die „Theorie der Strukturierung“. Ein Interview mit Anthony Giddens von Bernd Kießling, in: Zeitschrift für Soziologie, 4, 286-295.

Goffman, Erving [1963] 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/M.

Gordon, Linda [1976] 1990: Woman's Body, Woman's Right: Birth Control in America, NY.

Habermas, Jürgen [1981] 1995: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1-2, Frankfurt/M.

Harders, Cilja, Roß, Bettina (Hg.) 2002: Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen.

Hardmeier, Sibylle/Vinz, Dagmar 2007: Diversity und Intersectionality – Eine kritische Würdigung der Ansätze für die Politikwissenschaft, in: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 16 (1): 23-32.

Keller, Reiner u. a. (Hg.) 2001 u. 2003: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1-2, Opladen.

Kerchner, Brigitte 2000: Die Sexualverbrecherin. Die paradoxe Konstruktion weiblicher Tätertypen in der historischen Kriminalpsychologie, in: Bettinger,

Elfi/Ebrecht, Angelika (Hg.), Transgressionen - Grenzgängerinnen des moralischen Geschlechts, Stuttgart, 121-148.

Kerchner, Brigitte 2005: Körperpolitik, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918-1939 (= GG, SH 21), Göttingen, 241-278.

Kerchner, Brigitte 2006a: Diskursanalyse in der Politikwissenschaft. Ein Forschungsüberblick, in: Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (Hg.), Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung, Wiesbaden, 33-67.

Kerchner, Brigitte 2006b: Wirklich Gegendanken. Politik analysieren mit Michel Foucault, in: Kerchner/Schneider (Hg.), Foucault: Diskursanalyse der Politik, Wiesbaden, 145-164.

Kerchner, Brigitte, 2006c: Genealogie und Performanz. Überlegungen zu einer kritischen Analyse des Regierens, in: Schulze, Detlef Georgia/Berghahn, Sabine/Wolf, Frieder Otto (Hg.), Politisierung und Entpolitisierung als performative Praxis, Münster, 58-81.

Kerchner, Brigitte 2010a: Juridischer Diskurs und ökonomisches Kalkül. Zu Foucaults Kritik des Rechtsstaats, in: Schulze, Detlef Georgia/Berghahn, Sabine/Wolf, Frieder Otto (Hg.), Rechtsstaat und Demokratie. Transdisziplinäre Analysen zum deutschen und spanischen Weg in die Moderne, Bd. 2, Münster, i. Druck.

Kerchner, Brigitte 2010b: Diskursanalyse der Intersektionalität, in: Vinz, Dagmar/Smykalla, Sandra (Hg.), Intersektionalität zwischen Gender und Diversity, Münster 2010 (i. Druck).

Kerchner, Brigitte 2010c: Regieren in einer komplexer werdenden Demokratie, in: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft Jg. 19, H. 2, 24-39.

Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (Hg.) 2006d: Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung, Wiesbaden.

Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke 2010d: Government – Governance – Gouvernamentalität. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Governing gender. Feministische



Studien zum Wandel des Regierens (= Schwerpunkt der *Femina Politica*. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft) Jg. 19, H. 2, 9-23.

Kerner, Ina 2006: Globalisierung, in: Göhler, Gerhard/Iser, Mattias/Kerner, Ina (Hg.), *Politische Theorie. 22 umkämpfte Leitbegriffe zur Einführung*, Opladen, 190-208.

Kerner, Ina 2009: *Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus*, Frankfurt/M., New York.

Klinger, Cornelia 2003: Ungleichheit in den sozialen Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Münster, 14-48.

Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.) 2007: *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*, Frankfurt/M., New York.

Knapp, Gudrun-Axeli 2005a: Travelling Theories. Anmerkungen zur neueren Diskussion über „Race, Class and Gender“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, Jg. 16, H. 1, 88-110.

Knapp, Gudrun-Axeli 2005b: Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“. *Feministische Studien* 23 (1): 68-81.

Krasmann, Susanne/Volkmer, Michael (Hg.) 2007: *Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge*, Bielefeld.

Laclau, Ernest/Mouffe, Chantal [1985] 1995: *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien.

Larner, Wendy/Walters, William (Hg.) 2004: *Global Governmentality. Governing international spaces*, London, New York.

Locher, Birgit 2001: „Identitätsexperiment“ Europa. *Nationalstaat, Geschlecht und supranationale Integra-*

tion, in: Kreisky, Eva/Lang Sabine/Sauer, Birgit (Hg.), *EU. Geschlecht. Staat*, Wien, 265-284.

Ludwig, Gundula/Sauer, Birgit/Wöhl, Stefanie (Hg.) 2009: *Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*, Baden-Baden.

Luhmann, Niklas 1969: Komplexität und Demokratie, in: *PVS* 10, 314-325.

Luhmann, Niklas 1984: *Gesellschaft und Interaktion*, in: ders., *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M., 551-592.

Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.

Luhmann, Niklas 2002: *Die Politik der Gesellschaft*, hg. von André Kieserling, Frankfurt/M.

McCall, Leslie 2005: The Complexity of Intersectionality, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (3): 1771-1800.

Mouffe, Chantal 2007: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, Frankfurt/M.

Münst, A. Senganata 2008: Intersektionalität als Perspektive der Migrationsforschung, in: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* Jg. 17, H. 1, 41-54.

Nagl-Docekal, Herta 2000: Das feministische „Wir“, in: dies., *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt/M., 188-200.

Narr, Wolf-Dieter 1999: Identität als (globale) Gefahr. Zum Unwesen eines leeren Wesensbegriffs und seinen angestrebten Befindlichkeiten, in: Reese-Schäfer, Walter (Hg.), *Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung*, Opladen, 101-128.

Owen, David 2003: Kritik und Gefangenschaft. Genealogie und Kritische Theorie, in: Honneth, Axel/Saar, Martin (Hg.), *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*, Frankfurt/M., 122 –144.



Petitclerc, Adèle/Billig, Michael (Hg.) 2009: *Critical discourse analysis*, Bd. 1, Besançon.

Reese-Schäfer, Walter 2000: Systemtheorie der Politik: Niklas Luhmann, in: ders.: *Politische Theorie heute*, München, Wien, 107-153.

Reese-Schäfer, Walter 2007: Niklas Luhmann, Soziale Systeme, in: Brocker, Manfred (Hg.), *Geschichte des politischen Denkens. Ein Handbuch*, Frankfurt/M., 713-727.

Ritsert, Jürgen 2003: *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*, Münster.

Ross, Bettina 2008: Intersektionale Perspektiven auf Internationale Arbeitsteilung, in: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* Jg. 17, H. 1, 29-40.

Sacks, Harvey 1992: *Lectures on conversation*. Bd. 1-11, edited by G. Jefferson with introductions by E. A. Schegloff, Oxford.

Sauer, Birgit, 2004: Staat – Institutionen – Governance, in: Rosenberger, Sieglinde K./Sauer, Birgit (Hg.), *Politikwissenschaft und Geschlecht. Konzepte – Verknüpfungen – Perspektiven*, Wien, 107-125.

Sauer, Birgit 2007: Diversity. Eine staats- und hegemonietheoretische Reflexion, in: *fempol* 1, 33-44.

Sauer, Birgit 2009: Transformation von Staatlichkeit: Chancen für die Geschlechterdemokratie? In: Ludwig, Gundula/Sauer, Birgit/Wöhl, Stefanie (Hg.), *Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*, Baden-Baden, 105-118.

Schreiner, Paul/Kolmhuber, Martin 2006: Antidiskriminierung und Arbeitsrecht. Das neue Gleichbehandlungsgesetz in der Praxis, o. O.

Scott, Joan W. 1986: Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: *American Historical Review* 91, 1053-1075.

Searle, John R. [1969] 1977: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay (= Speech Acts)*, Frankfurt/M.

Searle, John R., 1996: *The Construction of Social Reality*, London.

Sieyès, Emmanuel Joseph [1789] 1981: „Was ist der dritte Stand?“, in: ders.: *Politische Schriften*, München.

Smith-Rosenberg, Carroll 1985: The Abortion Movement and the AMA, 1850-1880, in: dies.: *Disorderly Conduct*, New York, 217-244.

Smith-Rosenberg, Carrol 1994: Körper-Politik oder der Körper als Politikum, in: Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart, 310-350.

Stäheli, Urs 2006: Die politische Theorie der Hegemonie: Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, in: Brodacz, André/Schaal, Gary S. (Hg.), *Politische Theorien der Gegenwart*, Bd. 2, Opladen 2006, 253-284.

Teubner, Ulrike 2001: Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – kein Thema innerhalb der Systemtheorie? in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.), *Verortung der Geschlechter – Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Münster, 288-316.

Verloo, Mieke 2006: Multiple Inequalities. Intersectionality and the European Union, in: *European Journal of Women's Studies* 13 (3): 211-228.

Viehoff, Reinhold/Segers, Rien T. (Hg.) 1999: *Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion*, Frankfurt/M.

Vinz, Dagmar/Smykalla, Sandra (Hg.) 2010: *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity*, Münster (i. Druck).

Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriela/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.) 2007: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen.

Weber, Max 1988: Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen, 1-145.



Wehler, Hans-Ulrich 1999: Erik Erikson. Die unaufhaltsame Siegeszug der „Identität“, in: ders., Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München, 130-135.

Wersig, Maria 2008: Zwei Jahre Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz. Reformbedarf in Deutschland und Weiterentwicklung der europäischen Antidiskriminierungspolitik, in: Femina Politika. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft Jg. 17, H. 2, 125-132.

Wöhl, Stefanie 2010: Die neoliberale Gouvernamentalität des Sozialen. Die Offene Methode der Koordinierung in der Europäischen Beschäftigungsstrategie, in: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft Jg. 19, H. 2, (i. Druck).

Young, Iris Marion 1993: Das politische Gemeinwesen und die Gruppendifferenz, in: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde. (Hg.), Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik, München, 267-304.

Young, Iris Marion 1997: *Intersecting Voices. Dilemmas of Gender, Political Philosophy, and Policy*, Princeton.

Yuval-Davis, Nina 2006: Intersectionality and Feminist Politics. *European Journal of Women's Studies* 13 (3), 193-209.

9. Links

9.1 Zu verschiedenen Diskursbegriffen:

Diskursbegriffe in der Politikwissenschaft

Kerchner, Brigitte (2006c): Diskursanalyse in der Politikwissenschaft. Ein Forschungsüberblick, in: Kerchner, Brigitte, Schneider, Silke (Hg.): *Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33-67.

- Link: newsletter zum Buch
- online-Fassung 2007: www.vs-verlag.de
- Link: newsletter zum Buch
- eingescannte Fassung: Marburg-CD

diskursanalyse-politik.net

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung:
- <http://www.diss-duisburg.de/>

9.2. Zur Debatte über Vielfalt und Intersektionalität:

Querelles-Net Nr. 26: Dimensionen von Ungleichheit:
- <http://www.querelles-net.de/forum>

Europäische Antidiskriminierungsrichtlinien:

Council Directive 2000/43/EC of 29 June 2000 implementing the principle of equal treatment between persons irrespective of racial or ethnic origin: *Official Journal L* 180, 19/07/2000 P. 0022 – 0026:

<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:...>

Council Directive 2000/78/EC of 27 November 2000 establishing a general framework for equal treatment in employment and occupation: *Official Journal L* 303, 02/12/2000 P. 0016 – 0022:

<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:...>

9.3. online-Fassung zitierter Beiträge

1. Crenshaw, Kimberlé Williams 1991: Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: *Stanford Law Review* 43 (6): 1241-1299.

<http://www.jstor.org/stable/1229039>

2. Beisel, Nicola/Kay, Tamara 2004: Abortion, Race, and Gender in Nineteenth-Century America, in: *American Sociological Review* 69 (4): 498-518.

[http://](http://...)

3. Verloo, Mieke 2006: Multiple Inequalities. Intersectionality and the European Union, in: *European Journal of Women's Studies* 13 (3): 211-228.

<http://ejw.sagepub.com/cgi/content/abstract/13/3/211>

4. McCall, Leslie 2005: The Complexity of Intersectionality, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (3): 1771-1800.

[http://](http://...)

10. Fragen zum Text

10.1. Welche Vorstellungen von „Vielfalt“ und „Komplexität“ werden derzeit in der internationalen Geschlechterforschung diskutiert, und von welchen zentralen Thesen geht die neuere Forschungsströmung zur „Intersektionalität“ aus?



10.2. Welche Fragen wirft die amerikanische Forscherin Leslie McCall bei ihrem Vorschlag, die verschiedenen Ansätze der Intersektionalitäts-Forschung zu ordnen, auf? Welche Einwände und Antworten lassen sich gegenüber Leslie McCall formulieren? Und welche Position vertreten Sie selbst in dieser internationalen Debatte?

10.3. Wie wird in der neueren Geschlechter- und Intersektionalitäts-Forschung bislang der Diskursbegriff eingesetzt?

10.4. Was ist gemeint, wenn davon gesprochen wird, Identitätskategorien, wie gender, race, class, sexuality oder age, seien „diskursiv konstruiert“?

10.5. Welche diskurstheoretischen Ansätze lassen sich systematisch unterscheiden, und von welchen Prämissen gehen ihre Vertreter/innen jeweils aus?

10.6. Welche besonderen Erkenntnisinteressen verfolgt der französische Historiker der Denksysteme Michel Foucault mit seiner genealogischen Diskursanalyse? Und welche Schritte sind – anknüpfend an die „Archäologie des Wissens“ (1969) – sinnvoll, um die Foucaultsche Variante der Diskursanalyse anzuwenden?

10.7. Welche Einsichten eröffnen die historischen Recherchen Foucaults, wenn wir uns heute mit Fragen der Kategorienbildung (gender, race, classe, etc.) befassen?

10.8. Inwiefern handelt es sich bei der Statistik um eine politische Technologie des Regierens?

10.9. Was leisten die verschiedenen Diskursmodelle jeweils bei der Erforschung von Vielfalt, Komplexität und Intersektionalität?

11. Endnoten

1 Eine erheblich gekürzte Fassung dieses Beitrags wird veröffentlicht unter dem Titel „Diskursanalyse der Intersektionalität“, in: Vinz, D., Smykalla, S. (Hg.), *Intersektionalität – Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*, Münster ersch. 2010.

2 Vereinzelt finden wir bei Beisel/Kay (2005: bes. 502-505) auch Indizien dafür, dass neben der diskurspragma-

tischen Sicht Elemente einer poststrukturalistischen Analytik integriert werden (dazu ausführlicher Kerchner 2010).

3 Ein Blick in solche Leitfäden zeigt, dass hier die Kategorien Rasse, ethnische Herkunft, Behinderung, Alter, Religion/Weltanschauung, Geschlecht und sexuelle Identität offenbar in nüchterne juristische Begriffen gefasst werden können (so Kolmhuber/Schreiner 2006, 35-41), ohne noch im einzelnen die ältere Grundsatzkritik zum Einsatz gesellschaftlicher „Mittel der Kategorisierung“ (Goffman [1963] 1976) zu kennen oder die wissenschaftliche Kritik am Identitätsbegriff (Benhabib 1998; Narr 1999; Wehler 1999) oder die feministische Diskussion über mögliche Kernkategorien (Klinger 2003; Ross 2008) zu beachten.

4 Als statistischer Fachbegriff bezeichnet „Interaktion“ hier den gemeinsamen Einfluss von zwei oder mehr nicht unabhängig voneinander wirkenden Faktoren („causes“) auf eine sich mit der Zeit ändernde Größe (Lohn). Offenkundig haben wir es hier mit einem anderen Begriff der Interaktion zu tun als in der sozialwissenschaftlichen Handlungs- und Interaktionstheorie; dazu s. u. Kap. 3.2. und Kap. 7.

5 Offenbar ist es hilfreich, sich die verschiedenen Strömungen der Diskursforschung bewusst zu machen, um davon ausgehend die feministischen Verwendungsweisen des Diskursbegriffes systematisch zu ordnen (vgl. weiter unten Kap. 3).

6 Auf den Komplexitätsbegriff und den Demokratiebegriff der soziologischen Systemtheorie kann ich hier nicht näher eingehen; dazu einführend Reese-Schäfer 2000; 2007. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Komplexitätsbegriff der neueren Intersektionalitäts-Forschung findet sich in: Kerchner 2010c.

7 In der qualitativ orientierten soziologischen Interaktions- und Handlungstheorie versteht man unter Interaktion das sich sinnhaft aufeinander beziehende Zusammenwirken von zwei oder mehreren gegenwärtig anwesenden Sprechern/Aktoren in einer Handlungs-, Verhaltens-, Gesprächs- oder Kommunikationssituation. In den knappen Worten Luhmanns (1984: 551-592; 2008: 209-227) ist Interaktion stets: die Kommunikation unter Anwesenden.

8 In der Statistik und quantitativen Sozialforschung spricht man von Interaktion, wenn der gemeinsame Einfluss von zwei oder mehr nicht unabhängig voneinander wirkenden Faktoren (etwa race, class, gender) auf eine sich ändernde Größe (etwa die Höhe des Lohns auf dem Arbeitsmarkt) rechnerisch nachgewiesen werden kann oder soll. Hier ist Intersektionalität zwingend gegeben: Denn bei gemeinsamer Einwirkung mehrerer, in Abhängigkeit voneinander wirkender Faktoren ist es – per definitionem – nicht mehr ohne weiteres möglich, die einzelnen Variablen/Faktoren (etwa



gender, class, region) streng voneinander zu unterscheiden und deren kausale Wirkung im einzelnen zu bestimmen. Entsprechend spricht auch Leslie McCall (2005: 1787-1788) von statistisch nachweisbaren „interaction-effects“.

9 Dazu Anmerkung 8.

10 Wie Berger/Luckmann ([1966] 2007²¹: 31-48) zeigen, können sich die Anwesenden in einer Interaktions- und Gesprächssituation jederzeit entscheiden, schematisierende und typisierende Betrachtungsweisen zu vermeiden, die Buntheit der Alltagswirklichkeit ohne vorgegebene Klassifikationsraster wahrzunehmen und ihr Gegenüber nicht als Typus, sondern als vielfältig schillernde individuelle Person anzusprechen und anzuerkennen.

12. Über die Autorin

Brigitte Kerchner hat an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster promoviert („Neuere Geschichte“) und sich an der Freien Universität Berlin habilitiert (2002: „Politikwissenschaft“). Sie ist tätig am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin zunächst im Bereich „Grundlagen der Politik“, jetzt im Bereich „Internationale Politik und Regionalstudien“.

Lehrstuhlvertretungen an der Technischen Universität Berlin (2004: „Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung“, NF K. Hausen), an der Freien Universität Berlin (2007/08: „Innenpolitik, Europapolitik, Vergleichende Staats- und Regierungslehre“) sowie an der Phillips-Universität Marburg (4/2008-3/2010: „Demokratieforschung mit den Schwerpunkten EU, Politische Systeme im europäischen Vergleich und Bundesrepublik Deutschland“, NF Th. Schiller).

Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die historisch-kulturellen und rechtlichen Grundlagen des Politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland im europäischen und internationalen Kontext, Diskursanalyse (Methodenkompetenz) und Demokratieforschung, Europäische Rechtspolitik und Rechtsgeschichte, Regieren im Wandel, Politikfeldanalysen in den Bereichen Bio- und Genpolitik, Demographischer Wandel, Gender Studies.

Kontakt

PD Dr. Brigitte Kerchner
Freie Universität Berlin
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft
Innestraße 21/22
D-14195 Berlin
Email: kerchner@zedat.fu-berlin.de